

Tages Woche

Freitag 4.12.2015 6. Jahrgang

5.-

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

4001 Basel

T 061 561 61 80



9 772235 224407

Klybeckstrasse

Ein Streifzug durch
das aufregendste
Quartier von Basel.

Seite
6

GROSSARTIGES KLEINBASEL



**WEIHNACHTS-
TRÄMLI**
auf dem Marktplatz
mit Päggli-Service
11. bis 24. Dezember
13–19 Uhr

Erlebe das weihnachtliche Basel

Einkaufen, staunen und geniessen

Abendverkauf

Freitag 11. und 18. Dezember | bis 21 Uhr

Sonntagsverkauf

Sonntag 13. und 20. Dezember | 13–18 Uhr

INHALT

3

Paul Bucherer

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



1991 organisierte Paul Bucherer in Liestal eine geheime Afghanistan-Konferenz. Eine Begegnung mit einem Baselbieter, der diskret in der Weltpolitik mitmischte.

Seite
36

Chemiebranche

FOTO: A. PREOBJAJENSKI



Ein Arbeiter der Cabb stirbt bei einem Unfall. Wie konnte das passieren?

Seite
18

Vollgeld-Initiative

FOTO: KEYSTONE



Nur Bares ist Wahres: Eine Initiative will das Buchgeld der Banken stoppen.

Seite
26

Joel Sames
Bestattungen
Sie, er, es
Impressum
Kultwerk
Wochenendlich
Zeitmaschine

S. 4
S. 16
S. 43
S. 43
S. 44
S. 45
S. 46

Klybeckquai

Die Gaukler
fahren ein:
Im Hafen läuft
auch den Winter
über etwas.

Seite
17

ANZEIGE

BASEL SINFONIETTA

3

**EPICYCLE 3/6
KRAFT**

**BALDUR
KOMMT**

**24. JAN. 16
HALLE 3
MESSE BASEL**



Andreas Schwald
Chefredaktor a. i.

Die Klybeckstrasse zeigt der Stadt

Die Klybeckstrasse ist ein Wunderding. Kilometerlang durchschneidet sie das Matthäusquartier. Sie ist Pflanzblätz fin-diger Lifestyle-Beizer, Ausgangsecke und Wohn-strasse in einem.

Und das im Glai Basel. In der Ecke, die zu oft noch als «Bad Boy» der Basler Quartiere gilt: schummriger Sündenpfuhl verlotterter Gestal-ten mit krimineller Energie, Hort der Prostituierten, Dealer, Junkies. Doch das ist Quatsch. Selbst der Kügeli-Dealer Ihrer Wahl hat mehr Angst davor, erwischt zu werden, als Sie je Angst vor ihm haben müssten.

Es ist dem deutlich schwächeren Aufwer-tungszwang des Kantons zu verdanken, dass die Klybeckstrasse einer der dynamischsten Fle-cken dieser Stadt ist. Sie ist Labor und Exempel in einem: Labor für ein sozial bewusstes Unter-nehmertum neben Kebab-Stand, Café-Kiez und Hausmannskost. Und Exempel dafür, dass es nicht Boulevard-Ausbau und stilvolle Steinplat-ten sind, die Leben in einen Stadtteil bringen. Sondern Menschen, die sich wohlfühlen.

Und das tun sie. Theres Wernli vom Stadt-teilsekretariat Kleinbasel fühlt sich in der Kly-beckstrasse sicherer als etwa im St. Johann, wie sie Redaktor Marc Krebs beim Ortstermin sagte. Hier wisse sie, dass jederzeit Hilfe zur Stelle sei, wenn etwas passiere: Wo es Menschen habe, wer-de zueinander geschaut. Wenn in einem Quartier allerdings Totenstille herrsche, steigt das Unbe-hagen, wenn man hinter sich den Klang von Schritten vernimmt.

Vom «Bad Boy»-Image bleibt da vor allem die Sexiness übrig. Die umso attraktiver ist, wenn sich darin noch warme Gastfreundschaft und pulsierendes Leben offenbaren. Das ist die Kly-beckstrasse 2015: Der Raum seiner Bewohner und Unternehmer. Denn ist der Ruf erst ruiniert, entwickelt es sich ungeniert.

tageswoche.ch/+8ql8i

×

Joel Sames

von Olivier Joliat

Um Flüchtlingen auf dem Balkan zu helfen, tauschte Joel Sames die Kamera gegen den Kochlöffel. Nach einem Boxenstopp in der Region rollt der humanistische Hedonist nun wieder mit dem Kochbus los.

Wo genau sie diesmal ihr Ver-pflegungszelt aufbauen, weiss Joel Sames noch nicht. Das bedeutet nicht, dass der 40-jährige Mitinitiator des privaten Hilfs-projektes Rastplatz zu wenig Ahnung von Planung hätte. Es ist der pragmatische Umgang mit der Notsituation auf den Fluchtrouten über den Balkan. «Über sozi-ale Netzwerke und die Refugee Volunteer Map auf Google bekommen wir am schnellsten Infos darüber, wenn Grenzen geschlossen werden und wieder Hot Spots mit Menschen entstehen.»

Und dort werden private Initiativen gebraucht. Denn obwohl mittlerweile viele Freiwillige aus allen Ländern Europas vor Ort sind, darunter auch einige Privatinitia-tiven aus der Region Basel: «Es braucht noch viel mehr helfende Hände.»

Die Hände von Sames und den anderen Rastplatz-Helfern wurden bei ihrem ersten Einsatz im September vier Wochen lang non-stop gebraucht, um Essen zu kochen und Zelte aufzubauen. Dabei wollte das Vier-Team die Gelegenheit nutzen, mit der Kamera auch die Geschichten der Men-schen auf der Flucht festzuhalten. Denn die zwei Frauen und Männer des ersten Teams sind wie Sames normalerweise mit Film-und Foto-Projekten beschäftigt.

Sames Fotoreportagen haben meist einen sozialen Hintergrund. Seien es Skate-boarder in Afghanistan, Hip-Hopper in Uganda oder verlassene Kinder in Sri Lanka. «Die Kamera ist ein wunderbarer Türöffner, die den Zugang zu fremden Leuten und Welten erleichtert.» Als Schutzschild oder Filter, um das Fotografierte nicht zu nahe an sich heranzulassen, sieht er die Linse aber nicht. «Du fokussierst ja darauf, was du zei-gen willst, achtest noch genauer auf Details und hast das Gesehene während der Nach-bearbeitung ständig im Kopf.»

Seine Arbeiten sind eindrücklich, in den Schlaf verfolgen sie ihn aber nicht. Und es nagt auch nicht an ihm, dass er mit Bildern vom Elend sein Geld verdient. «Ich habe kein schlechtes Gewissen über Armut zu berichten. Im Gegenteil: Die Jobs sind meist total unterbezahlt und die Berichter-stattung hilft, die nötige Aufmerksamkeit für die Situationen zu bekommen.»

Weiterlesen, S. 6



Auf der Landebahn
ins Kleinbasel,
tageswoche.ch/
+dzn97



Joel Sames: «Ich bin kinderlos und lebe sehr günstig. So kann ich jederzeit ein spannendes Projekt angehen.»

FOTO: KETTY BERTOSSI

Mehr Mühe hat Sames mit der Aufmerksamkeit, die ihm selbst zuteil wird. «Machst du für ein paar Wochen ein soziales Projekt, bist du der geile Siech, auf den sich die Augen richten. Das ist unfair gegenüber all den Freiwilligen, die lange Grosses leisten, das nicht so spektakulär ist.»

Zudem findet er seine humanistischen Engagements auch hedonistisch: «Eigentlich mache ich nur, was mir Spass macht. Ich bin kinderlos und lebe sehr günstig. So bin ich jederzeit in der Lage, ein spannendes Projekt anzugehen.» Die Empathie hat er wohl vom Vater, einem Pfarrer. Der vermittelte seinen Kindern, dass der Mensch, nicht das Materielle im Mittelpunkt stehe.

Sames bezeichnet sich eh als Spätzünder. Erst lernte er Agrar-Bio-Laborant und tüftelte drei Jahre bei einer Chemiefirma an Pflanzenschutzmitteln. «Als ich mir

endlich Gedanken machte, merkte ich, wie die Arbeit meinen Prinzipien zuwiderläuft.» Er kündigte, machte mit Anfang zwanzig die Berufsmatur und ging anschliessend auf Reisen. «Ich buchte Bangkok one-way und kehrte über den Landweg zurück. Dies öffnete mir die Augen für andere Kulturen.»

«Vor Ort geht es um Soforthilfe»

Daheim intensivierte Sames seine Leidenschaft für Film und Foto, verdiente Geld als Landschaftsgärtner und engagierte sich in Kultur- oder Kunst-Projekten. Anfang dreissig startete er dann im Lernlabor Hyperwerk. «Das war der Katalysator, das, was ich davor ausprobiert hatte, professionell anzugehen.»

Etwa das Projekt Rastplatz. Eigentlich wollte Sames mit seiner Freundin in die

Ferien. Dann kam im August die Bilderflut von Menschen auf der Flucht und die zwei mobilisierten Freunde, Material und Geld. Das Team ist mittlerweile auf acht Leute angewachsen. Sames will sicher bis Weihnachten auf dem Balkan helfen.

Wie oft er das danach noch macht, weiss er nicht. Die Kamera wird voraussichtlich wieder ruhen, obwohl Bilder von Menschen im Schnee das Bewusstsein für das Leid dort wieder wachrütteln würden – und Nachhaltigkeit bei den Projekten von Sames sonst wichtig ist. «Vor Ort geht es um Soforthilfe. Nachhaltig wäre nur, die Konflikte in den Krisengebieten zu beenden. Aber das liegt nicht in unseren Händen.»

tageswoche.ch/+o8tz1

×

• rast-platz.ch

Reportage

Die Klybeckstrasse ist einer der aufregendsten Orte der Stadt: Hier finden alle eine Frisur oder ein Menü. Befürchtungen, das Leben hier würde zugrunde gehen, haben sich aufgelöst.

KLYBECK- STRASSE:

DIE LANDEBAHN



INS KLEINBASEL

von Marc Krebs

Die Anwohner der Klybeckstrasse müssen sich auf lärmige Nächte gefasst machen. Schuld trägt aber nicht das Nachtleben, sondern die Nachtarbeit: Die BVB wechseln in den nächsten Wochen die Geleise aus. Für einmal tropft dann nach Mitternacht nicht nur der Schweiss der Partygäste in der «Ladybar», nein, es springen auch die Funken der Schweissgeräte auf der Strasse. Auf dass das 8er-Tram künftig den Mehrbelastungen durch die Einkaufstouristen standhalten möge.

Entlang der Tramschienen, da ist die Zukunft bereits neu aufgegleist worden: Die Klybeckstrasse pulsiert wie keine andere in Basel. Jeden Monat, so der Eindruck, geht hier eine Tradition zu Ende und eine neue wird begründet.

Zum Beispiel gleich dort, wo die Strasse numerisch anfängt: beim Hotel Basilisk. Die Beiz war geschlossen, ist nun wieder geöffnet. Das Haus nebenan wird renoviert: Hier war das Restaurant Bläsitörli angesiedelt. Hier kommt künftig das Restaurant

zum Wurzengraber rein, das dem Clara-turm bei der Messe weichen muss. Ein Kleinbasler Original bleibt somit erhalten.

Verschwunden ist dafür weiter vorne der Blumenladen Mäglin. Seine Betreiber sind an die Clarastrasse gezogen – wenn sich das mittelfristig bloss nicht als Fehler erweist.

Den Wegzug bedauern viele Anwohner, ja, auch die frühere Besitzerin selber: Elsbeth Mäglin. Seit 1953 wohnt sie hier an der Klybeckstrasse. Damals war das Quartier noch ein richtiges Dorf, erzählt die 84-jährige Dame und schwelgt in Erinnerungen. Ja, damals, gab es hier noch drei Blumen-geschäfte, drei Metzgereien und fünf Bäckereien! Alle verschwunden.

Austern statt Blumen

Die Grossverteiler erschwerten den kleinen Spezialitätenläden das Leben. Und das betraf nicht nur die traditionellen Schweizer Geschäfte, sondern auch die italienischen Läden, die ab den 1960er-Jahren mit den Gastarbeitern in der Klybeckstrasse Einzug hielten. Sie importierten Käse, Schinken oder Pasta, doch als die grossen

Ladenketten diese Spezialitäten ebenfalls in ihr Sortiment aufnehmen, da wurde das Überleben auch für diese Geschäfte immer schwieriger. Als vor 20 Jahren immer mehr Läden brachlagen, sprang die nächste Migrantengruppe ein: Die Türken, die sich hier niedergelassen haben, traten vielerorts die Nachfolge an als Ladenbesitzer und Restaurantbetreiber.

«Meine Tochter sagte ja auch: Gib das Geschäft doch einem der Türken, die sich interessieren», erzählt Frau Mäglin freimütig. Aber sie wollte das leerstehende Ladenlokal nicht in ein Restaurant umbauen lassen – und Ladenbesitzer anzulocken war schwer. So kam es, dass sie den Zuschlag aus Sympathie dem Gastronomen Miron Landreau gab, dem ein schickes Café im Pariser Stil vorschwebte.

So schlürft nun hier, wo Jahrzehnte lang Blumen verkauft wurden, seit August ein internationales Publikum Huîtres (Austern), trinkt Wein und unterhält sich, während an diesem Montagabend ein Jazztrio spielt.

«Flore» heisst die Bar, sie ist die neuste Eröffnung an der Klybeckstrasse, und sie läuft gut. Der Nutzungswandel ist symptomatisch für die gesamte Entwicklung der Klybeckstrasse: Gastronomie boomt – Gewerbe leidet. Selbst die türkischen Geschäfte können sich nicht mehr auf ihr Stammpublikum verlassen, seit das 8er-Tram nach Deutschland fährt.

Dafür wuselt das Nachtleben auf dieser Achse. Während die alternative Bar Alpenblick lange Zeit der letzte Nachteulentreffpunkt war vor der Dreirosenbrücke, finden sich heute entlang dieser Achse Alternativen.

Dass das «Flore» dabei auf Wein und Jazz setzt statt auf Bier und Rock, könnte man als Zeichen der «Aufwertung» sehen, um dieses von Stadtplanern in unsere Köpfe gepflanzte Wort zu verwenden. Als Symbol für die viel beklagte Gentrifizierung. Aber so einfach ist es nicht, zum Glück nicht, denn die Klybeckstrasse bleibt unplanbar und unberechenbar. Und gerade darin liegt ihr Reiz.

**«Meine Tochter sagte:
Gib das Geschäft doch
einem der Türken, die
sich interessieren.»**

**Elsbeth Mäglin,
ehemalige Besitzerin des
Blumenladens Mäglin**

Während etwa die Ecke an der Feldbergstrasse durch die «Ladybar» und «Angels Share» (ehemals «Agora Bar») aufgeblüht ist, werden die Plastikblumen im Schaufenster des Computer + Software Ladens dazwischen mit jedem Tag welker. Und während andere gerne über ihre Ideen reden, möchte diese Ladeninhaberin lieber in Ruhe gelassen werden.

Früher war das Klybeck noch ein Dorf, findet Elsbeth Mäglin.

FOTO: BASILE BORNAND



Diese Verschlossenheit ist allerdings je länger, je mehr die Ausnahme: Die Klybeckstrasse gibt sich offener als früher. So sieht das auch Theres Wernli vom Stadtteilsekretariat. «Die Sichtbarkeit nimmt zu», stellt sie fest. Früher versteckten sich viele Läden und Beizen hinter schweren Vorhängen.

Heute geben die zahlreichen Coiffeursalons und Bistros, von denen es auf der Achse zwischen Kaserne und Dreirosenbrücke je rund 20 gibt, mehrheitlich Einblick in ihr Inneres. Symbol für die Durchlässigkeit und Offenheit. Bedeckter geben sich einzig zwei, drei türkische Restaurants, hinter deren Gardinen gezockt wird. Verstehe: Man will sich nicht in die Karten schauen lassen.

«Wir haben hier im Kleinbasel nicht mehr Einsätze als im Gundeli.»

Lukas Faulstich, Community-Polizist

Mit Einbruch der Dunkelheit wird auch ein anderes Geschäft an der Klybeckstrasse sichtbar: der Drogenhandel. Wurde dieser früher von einer Balkan-Mafia betrieben, sind es heute oft Nigerianer, die abends zwischen Kaserne und Feldberg hin und herschlendern, mit suchenden Blicken: «Do you need anything?» Wenn man sich erkundigt, worum es gehe, erfährt man: Kokain oder Marihuana.

Chügeli-Dealer nennt man die jungen Männer im Volksmund. Weil sie das Kokain in Zellophankugeln eingewickelt transportieren – im Mund, um es zu schlucken, falls sie in eine Polizeikontrolle geraten. Wie viele Dealer allabendlich unterwegs sind, lässt sich schwer abschätzen.

Solche Einschätzungen seien auch heikel, sagt Wachtmeister Lukas Faulstich, einer der Kleinbasler Community-Polizisten. Es drohe die Gefahr, alle dunkelhäutigen Passanten in den gleichen Topf zu werfen. Die Vorurteile treffen dabei immer wieder Unschuldige. «Gerade vor der Sozialhilfe warten manchmal dunkelhäutige Menschen auf dem Bänkchen, bis sie an der Reihe sind. Da kommt es immer wieder vor, dass diese von Anwohnern mit Dealern verwechselt werden.» Vorurteile können aber auch dunkelhäutige Expats treffen, die von der Arbeit nach Hause kommen.

Faulstich erklärt damit auch das zurückhaltende Auftreten der Polizei. «Wir können nicht einfach auf Allmend stichprobenartige Personenkontrollen durchführen, dafür bräuchten wir schon Beweise.»

Das ganze Geschäft totschiessen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit. «Wir kommen da an unsere Grenzen», sagt Faulstich. Der besonnene Wachtmeister verweist zudem auf die andere Seite: Die Asylsuchenden, die hier auf Tour geschickt werden, stehen unter einem ökonomischen Druck. Es ist mitunter Verzweiflung, die sie antreibt. Kleine Fische, die austauschbar sind, aus anderen Kantonen anreisen. Nimmt man



Wachtmeister Faulstich: Vorurteile treffen immer wieder Unschuldige. FOTO: BASILE BORNAND

drei auf den Posten, dann stehen schon die Nächsten bereit.

Doch auch wenn die Dealer sichtbar sind: Generell sei es in der Strasse angenehmer, ruhiger geworden, was die Polizeiarbeit betreffe, sagt Faulstich, der bis vor drei Jahren die Community polizeilich betreute und bei unserem Rundgang für einen Kollegen einspringt. Razzien oder Räumungen, wie sie früher öfter vorkamen, hätten heute Seltenheitswert.

Sichtbare Gewalt ist selten

Zugenommen haben dafür Einsätze wegen häuslicher Gewalt. Faulstich erklärt sich das nicht mit einer allgemeinen Zunahme der Übergriffe, sondern damit, dass diese früher seltener gemeldet wurden. «Es ist nicht mehr so ein Tabu, darüber zu reden», sagt er. Frauen, die in ihrer Heimat

mit patriarchalischen Strukturen aufgewachsen seien, würden sich zunehmend trauen, Hilfe zu suchen, wenn der Mann gewalttätig werde.

Sichtbare Gewalt aber habe in der Klybeckstrasse Seltenheitswert, die Mär vom gefährlichen Kleinbasel sei vor allem in den Köpfen Auswärtiger vorhanden. «Realität ist: Wir haben hier im Kleinbasel nicht mehr Einsätze als im Gundeli.»

Die Sicherheitsfrage, sie beschäftigt die Leute im Quartier weniger als die Veränderungen bei frei werdenden Lokalen. Kommt jetzt eine weitere Kebab-Bude rein? Diese Frage hören Polizei und Stadtteilsekretariat häufig – meist sind es ältere Menschen, die sich besorgt äussern.

Dabei nimmt die Durchmischung zu, nicht nur in der Bevölkerungsstruktur, sondern auch hinsichtlich der gastronomi-

Vielleicht entwickelt sich die Strasse ja so schön bunt, weil der Staat im Unterschied zur Clarastrasse, die trotz Boulevard kaum an Lebensfreude und Strahlkraft gewonnen hat, hier nie gross eingriff. Auch nicht, als alte Bausubstanz abgerissen und durch hässliche Neubauten ersetzt wurde.

Zu Beginn steckte genug Geld drin, aber zu wenig Seele: Das Café «Frühling» funktionierte erst im zweiten Anlauf.

Architektonisch ist die Klybeckstrasse ein Flickwerk. «Im Kleinbasel konnte man früher machen, was man wollte, das war für die Behörden weit weg», erzählt Ruedi Bachmann. «Und man liess in den 1960er- und 1970er-Jahren den Spekulanten freien Lauf», sagt der pensionierte Architekt und engagierte Quartierbewohner.

Die Spekulanten erwarben die Liegenschaften von Schweizern, die ins Grüne gezogen waren. Sie füllten sie mit Saisonniers und Migranten – und rissen die Häuser später ab, um einen «Sprisse» reinzupflanzen, einen Neubau, in dem niedrigere Wohnungen und so mehr Etagen Platz fanden: Profitsteigerung.

Dafür mussten sie auf Fläche verzichten: Der Kanton setzte die Baulinie weiter nach hinten. Er plante, die Strasse zu verbreitern, für eine schnellere Durchgangsrouten, erinnert sich Ruedi Bachmann. Doch die Idee, eine Verbindung zwischen Autobahnring und den Läden am Claraplatz herzustellen, sorgte in den 1970er-Jahren für einen Aufstand im Quartier – und wurde schliesslich nie umgesetzt. «Die Autobahnausfahrt hätte der Klybeckstrasse den Todesstoss gegeben», ist Bachmann überzeugt.

Gekämpft haben Anwohner wie er auch für die sanfte Sanierung alter Liegenschaften – und für Genossenschaften. Jüngstes Beispiel ist die Genossenschaft an der Nummer 101, wo sich der beliebte Alban Market befindet, den eine kosovarische Familie seit fast 20 Jahren führt.

Dass der Immobilienbesitz vielfältig und kleinteilig geblieben ist, ist so wenig selbstverständlich wie die Verhinderung der Durchgangsstrasse. Die «staatstragende Bürgerschaft», die als Bewohner einst das Weiße, das Grüne gesucht hatte, sprach sich für die grössere Strasse aus, sagt Bachmann. Wer hier blieb, kämpfte gegen den motorisierten Verkehr in der Klybeckstrasse, wollten keine Rückkehr in die alten Zeiten, als die Strasse noch Verbindungsachse war für den Schwerverkehr, vom Hafen bis zur Wettsteinbrücke. «Die Autobahnausfahrt hätte der Klybeckstrasse den Todesstoss gegeben», ist Bachmann überzeugt.

Heute hält sich der Verkehr im Rahmen, findet auch Theres Wernli vom Stadtteil-



Seit Selma Bausinger ihr Café ans Quartier anpasste, läuft der Laden. FOTO: BASILE BORNAND

schen Vielfalt. Bis diese Veränderungen in den Köpfen mancher Leute wirklich angekommen sind, dürfte es noch dauern.

Und doch passiert hier für Basler Verhältnisse vieles schnell. Das Café Frühling etwa an der Ecke zur Oetlingerstrasse hat nach zwei Jahren bereits einen Relaunch hinter sich. Und blüht erst jetzt im zweiten Anlauf auf. Denn als das Unternehmen «Mitte» diesen gastronomischen Spin-off 2013 lancierte, steckte man zwar genügend Geld rein – aber zu wenig Seele. Das räumt auch Selma Bausinger ein. «Früher hatte der «Frühling» den Ruf «komplizierter Kaffee, langsamer Service», erzählt die Geschäftsleiterin. Sie schloss das Café Frühling im Januar dieses Jahres und passte Interieur und Konzept ans Kleinbasel an: Selbstbedienung, Brocki-Charme und frisches Gebäck – heute wirkt der «Frühling»

wie eine charmante Cafëbar in Kreuzberg. «Vorher wars hingestellt, jetzt ist das Cafë reingestellt», sagt Bausinger. Der Erfolg gibt ihr recht, bei unseren Besuchen sind alle Tische besetzt.

Ein architektonisches Flickwerk

Tatsächlich weist die Klybeckstrasse einige Parallelen zum berühmten Berliner Kiez auf, was auch statistisch erwiesen ist: Sie ist für viele Auswärtige, seien es Schweizer oder Ausländer, eine Landebahn in die Stadt, die Landebahn ins Kleinbasel. So definiert Angie Ruefer, einst selber von Solothurn hergezogen, die Strasse, an der sie arbeitet – im Kulturbüro. Dieses hat sich hier, zwischen Kaserne und Kunstraum Dock, eingenistet. Das passt. Denn die Klybeckstrasse ist auch ein Ort, der Kulturschaffende verbindet.



Nationen

1383 Personen lebten im Jahr 2014 an der Klybeckstrasse. Männer, Frauen und Kinder aus 63 Ländern bewohnten die Strasse zwischen Kaserne und Hafen, darunter Inderinnen und Italiener, Türken und Deutsche, Schweizerinnen und Slowaken.

Im Jahr 2014 hatten 617 Schweizerinnen und Schweizer an der Klybeckstrasse ihren Wohnsitz, im Vergleich zum Jahr 2004 ein Zuwachs von drei Prozent. Beachtliche Veränderungen gab es bei den grössten ausländischen Bevölkerungsgruppen. Während in den letzten zehn Jahren Türiinnen und Türi die Klybeckstrasse verliessen, zog es immer mehr Deutsche ins «Basler Kreuzberg». Die Deutschen sind damit die grösste ausländische Bevölkerungsgruppe an der Klybeckstrasse.



Jung & Alt

Die grösste Bevölkerungsgruppe bilden die 20- bis 29-Jährigen, im Jahr 2014 lebten 306 Frauen und Männer unter 30 Jahren an der Klybeckstrasse. Am meisten zugelegt haben in den letzten zehn Jahren die 50- bis 59-Jährigen. Die Jugendlichen hingegen wurden in dieser Zeit kontinuierlich weniger, 2004 lebten noch 145 Jugendliche an der Klybeckstrasse, heute sind es noch 108.



Gastro

Ein gewichtiger Teil der blühenden Gastro-Szene im Kleinbasel gedeiht an der Klybeckstrasse. Mit dem Sushi-Restaurant Fujin und der Weinbar Flore haben dieses Jahr zwei weitere Betriebe im Gastro-Mekka eröffnet. Ein Ort mit harter Konkurrenz, denn auf den lediglich 1,3 Kilometern finden sich 21 Gastrobetriebe. Alle 60 Meter also eine andere Bar, ein anderes Restaurant oder Café.



Einkommen & Vermögen

Das Reineinkommen, also das Nettoeinkommen abzüglich Krankheitskosten oder Spenden, ist in den letzten zehn Jahren um fast 3000 Franken gesunken. Im gleichen Zeitabschnitt sind die durchschnittlichen Reinvermögen deutlich angestiegen um fast 20 000 Franken auf über 57 000 Franken. Der starke Anstieg lässt sich auf zwei Arten erklären. Zum einen können Zuzüger mit einem überdurchschnittlichen Vermögen für den starken Ausschlag verantwortlich sein, andererseits könnte es sich um eine allgemeine Entwicklung handeln, die nicht nur die Klybeckstrasse betrifft. Eine solche Entwicklung lässt sich tatsächlich feststellen: im Matthäus- und im Clara-Quartier ist das mittlere Reinvermögen im gleichen Zeitraum um über 25 Prozent angestiegen.



Den Einkaufstourismus über die Grenze spüren auch türkische Kleidergeschäfte.

FOTO: BASILE BORNAND

Reportage

Die Türken prägten die Klybeckstrasse mit. Doch nun bekommt der Zusammenhalt Brüche: Viele Familien zieht es zum Shoppen ins Ausland – und fürs Wohnen in andere Quartiere.

Die türkische Seite der Klybeckstrasse

von Marc Krebs

Es gab eine Zeit, da bezeichnete der Kleinbasler Volksmund das Tram, das durch die Klybeckstrasse fuhr, abschätzig als Knoblauch-Drämmli. Das war vor 25 Jahren, nachdem sich Hunderte von Türken und Kurden hier niedergelassen hatten. Auch Hüseyin Akin verliess seine Geburtsstadt Istanbul nach dem Militärputsch 1980 Richtung Schweiz. «Eigentlich aber waren wir schon viel früher hier», sagt er augenzwinkernd, «vor über 1600 Jahren, angeführt von Attila, dem Hunnenkönig.»

Damals sollen 60 000 Gefolgsleute aus Südosteuropa ihr Lager am Rhein aufgeschlagen haben – was sich in den Dorfnamen niederschlug: Hüningen und Kleinhüningen. Der Hunnenkönig hat es gar ins Wappen des Basler Quartiers geschafft.

Ob sich die südeuropäischen Migranten im Kleinbasel deshalb so rasch wohlfühlten? «Das Kleinbasel ist meine Heimat», sagt jedenfalls Hüseyin Akin, als wir ihn im Restaurant Ephesus an der Ecke Klybeck-/Amerbachstrasse treffen.

Der 54-Jährige gehört zu jenen Migranten, die beide Welten sehr gut kennen: die türkische wie die schweizerische. Er hat hier die Kunstgewerbeschule besucht, nach Abschluss seines Studiums als Filmmacher und Journalist gearbeitet, für das Schweizer Fernsehen oder den Kanton Basel-Stadt, und dabei immer wieder zwischen den Kulturen vermittelt.

Der Zusammenhalt der türkischen Community kommt beim Geld an seine Grenzen.

Was nicht einfach ist, denn die Mentalitäten sind verschieden, wie er mit einem Vergleich beschreibt: «Wenn ein Türke eine Beiz betritt, dann wird er von den Gästen begrüsst und an einen Tisch eingeladen. Der Schweizer hingegen erwartet, dass der Letzte, der reinkommt, grüssen muss.»

Parallelgesellschaft werde es immer geben, sagt Akin, «doch sollten wir die Ghettoisierung vermeiden». Die Basler Politik sieht er dabei in der Pflicht: Sie habe sich in den vergangenen Jahren zu stark auf die gut verdienenden Expats fokussiert und dabei die Bedürfnisse der Menschen aus der Türkei oder dem Balkan aus dem Blickfeld verloren.

Man kann ihn verstehen: Dass der Moschee auf dem Basler Kasernenareal nach 40 Jahren ohne Ersatzlösung gekündigt worden war: eine unfreundliche, unrühmliche Geste vom Kanton. Akin hofft, dass beim Umbau des Kasernenkopfbaus auch andere Kulturen zum Zug kommen werden – nicht so wie beim Union weiter unten an der Klybeckstrasse, wo die Christoph Merian Stiftung ein niederschwelliges soziokulturelles Zentrum versprach. «Doch allein das Gastroangebot zeigt, dass sich dieser Ort an Ausländer richtet, die in der Pharmabranche arbeiten, an jene, die sich gar nicht integrieren wollen und müssen und sich einen teuren Kaffee leisten

können. So kann Integration doch nicht funktionieren», kritisiert Akin.

In die Expats setzen aber auch manche Türken ihre ökonomische Hoffnung: Özgür Yildiz (40) führt seit drei Monaten das Restaurant Ephesus an der Ecke zur Amerbachstrasse. Kein Fastfood, sondern frische türkische Küche vom Holzkohlegrill lautet seine Strategie. Speisen mit Preisen, die vielen Türken zu teuer sind: «Seit das 8er-Tram über die Grenze fährt, gehen viele Familien in Deutschland einkaufen und essen», sagt er und hofft daher, dass es bald mehr als drei Tische sind, die Novartis-Mitarbeiter mittags belegen. Die Speisekarte ist schon mal mehrsprachig. «Und ich habe neu eine Serviertochter angestellt, die Englisch spricht.»

Warteschlangen bei Coiffeur Ali

Dass der Zusammenhalt der türkischen Community beim Geld an seine Grenzen kommt, das spürt auch der Geschäftsführer eines Hochzeitskleider-Geschäfts, der nicht namentlich genannt werden möchte. Früher reisten Kundinnen aus St. Gallen oder Strassburg an, um sich an der Klybeckstrasse mit Brautkleidern einzudecken. Seit Schneider in der Türkei ihre Massanfertigungen übers Internet verkaufen, Billigflüge die Distanzen verkürzen und der Euro so günstig ist, sind die Umsätze in Basel zurückgegangen, so sehr, dass die Ladenflächen verkleinert werden mussten.

Immerhin ein Geschäft an der Klybeckstrasse scheinen die günstigeren Euro-Deals nicht zu beeinträchtigen: Coiffeur Ali, vor dessen Eingangstür sich an Wochenenden Warteschlangen auf dem Trottoir bilden. Hier manifestiert sich der kulturelle Crossover auf wunderbare Weise: Die Frisuren sind europäischer als in Anatolien, auf dem Tresen winkt ein Santiglaus und aus den Boxen quirlt türkischer Pop, der vom sonoren Sound der Rasierapparate unterlegt wird.

Ali Pesen eröffnete seine Coiffure vor 15 Jahren, mit drei Stühlen. «Heute sind es acht», sagt er stolz, während ich mir den Schnauz stutzen und die Augenbrauen zupfen lasse. Für 14 Franken.

Auch wenn die Konkurrenz ennet der Grenze noch günstiger ist: Sein Laden brummt. Er hat sich einen Namen gemacht und zählt auf Stammkundschaft, die auch von Sissach anreist.

Der Zusammenhalt in der türkischen Community ist also noch immer spürbar, aber das Geld wird auf der türkischen Seite der Klybeckstrasse knapper. Die Statistik zeigt, dass die Türken, die in der Klybeckstrasse leben, weniger verdienen als noch vor zehn Jahren. Das lässt sich auch damit erklären, dass einige weggezogen sind. Heute wohnen mehr Deutsche als Türken an der Strasse.

Auch Ali Pesen aus der Südtürkei lebt nicht mehr hier, im Kleinbasel. «Ich wohne im Neubad.» Der Coiffeur ist im Mittelstand angekommen.

tageswoche.ch/+5n78n

sekretariat, weil er durch die Tramlinie 8 zwangsläufig ausgebremst wird. Ganz im Unterschied zur Feldbergstrasse, dieser «Notfallstrasse», in der der motorisierte Verkehr spürbar Vortritt hat.

Auch wenn die hohe Gastrodichte die Quartierbewohner freut, drängt sich die Frage auf, wohin diese Entwicklung noch führt. Kommt in den nächsten Jahren die erste Fastfoodkette an die Klybeckstrasse, weil deren Trendscouts den Hotspot erfasst haben? Einen Burgerladen gibt es zwar schon, wenn auch im gehobeneren Segment: Seit das Restaurant Union von «Rhyschänzli»-Wirt Jérôme Beurret geführt wird, läuft das Geschäft. Zuvor zählte das für mehrere Millionen Franken umgebaute Begegnungszentrum zu den Sorgenkindern der Christoph Merian Stiftung.

Wer im «Union» zur Mittagszeit einkehrt, hört viel Englisch: Das Gros der Gäste sind Expats, die bei Novartis oder Ciba arbeiten und für den Lunch ihren Campus verlassen. Während zwei Tamlén in der Küche den Burger zubereiten, zahlen an der Kasse drei indische Fachkräfte, in Canada-Goosed Jacken vor der Kälte geschützt. Die Zweiklassen-Migrationsgesellschaft: Sie wird an dieser Strasse zunehmend ersichtlich.

Und das spaltet die Linken. Seraina Kraushaar erlebte das am eigenen Schaufenster: Vor ein paar Jahren, die Coiffeuse war gerade in Berlin, da rief die Basler Polizei an: Vandalen hätten ihre Fensterscheiben eingeschlagen und eine gesprayte Nachricht hinterlassen: «Kunschtis raus».

«Das Bio-Angebot im Coop wird laufend grösser, scheint mir.»

Seraina Kraushaar, Coiffeuse, über Anzeichen der Gentrifizierung

Das «K-Pony», es galoppierte dem Trend der hippen Strasse voraus: Vor sieben Jahren bereits eröffnete Kraushaar ihren Salon, nachdem sich schon zuvor einige Designer und alternative Boutiquen an der Feldbergstrasse niedergelassen hatten. Die Mieten waren erschwinglicher als ennet dem Rhein. «Und ich liebe das Kleinbasel, ich lebte ja damals schon hier», sagt Seraina Kraushaar.

Manche Stammkundinnen, die sie zuvor im Grossbasler Salon Mynt bedient

Stammkundinnen folgten ihr über den Rhein: Seraina Kraushaar.

FOTO: BASILE BORNAND



hatte, kostete ihr Wegzug Überwindung: die Überwindung des Rheins. Namentlich für die bekannte Daig-Dame Esther Grether war das Kleinbasel ein ungewohntes Pflaster. Sie nahm den Weg eine Zeitlang auf sich – fuhr im Taxi vor, um sich ihre Haare ennet des Flusses schneiden zu lassen, erzählt Kraushaar: «Als Kunstsammlerin wusste sie, dass das Kreative an solchen Orten passiert.»

Ein Denkkzettel der Autonomen

Und das gefiel nicht allen, wie der «Kunschtis raus»-Protest zeigte. Kraushaar hat zwar selber gar nicht die «Kunschi» absolviert, sie verstand aber die Botschaft – erhielten dieselbe doch auch andere kreative Kleinstbetriebe, die sich zum Verein «Reh4» zusammengeschlossen haben.

Die Täter wurden nie gefasst, es waren wohl Autonome, die den hippen Linken einen Denkkzettel verpassen wollten. Eine kuriose Sache.

Haben hippere Läden das Quartier zum Nachteil verändert? Die Mieten seien nicht explodiert, sind sich alle Befragten einig. «Natürlich hat es immer weniger Wohnun-

gen, die sehr alt und deshalb extrem günstig sind, weil man noch im Keller oder auf dem Flur duschen muss», sagt Kraushaar. Aber renoviert werde schliesslich überall. Auf jeden Fall seien die negativen Aspekte der Gentrifizierung an der Klybeckstrasse nicht stärker spürbar als in anderen Quartieren. Und worin offenbart sich denn die Gentrifizierung? Vielleicht im Coop, sagt sie: «Das Bio-Angebot wird laufend grösser, scheint mir.»

Das Gleiche lässt sich auch von der gastronomischen Vielfalt sagen. Wer meint, die Klybeckstrasse sei in erster Linie eine Döner-Meile, der sollte sie mal abschreiten. Denn nicht nur stellt man eine Differenzierung bei den türkischen Imbissen fest – einer hat sich auf Vegetarisches spezialisiert («Cigköfte», Nummer 62), ein anderer auf gehobeneren Holzofengrill («Ephesus», Nummer 144).

Nein, die Alternativen nehmen laufend zu: Auch dank der Sushi-Bar Fujin, die diesen Sommer ihren Betrieb aufgenommen hat. Der Hausbesitzer, ein Basler mit serbischer Herkunft, habe Wert darauf gelegt, dass hier kein weiterer Coiffeurladen oder

Kebab-Anbieter reinkomme, erzählt Wirtin Annabelle Schneider.

Ihr Konzept habe ihn überzeugt. Wo Sushi sind, da ist auch ein kaufkräftigeres Publikum. Allerdings erscheint das mittags noch nicht in Scharen. «Vor allem der Abend läuft, im Restaurant, aber auch durch Hauslieferungen», sagt die Wirtin. Sie hat damit gerechnet, dass es einige Monate dauert, bis der Betrieb Gewinn abwirft. «Im Moment kommen wir durch», sagt sie zuversichtlich.

Andere Restaurants haben es bereits geschafft, sind fest verankert im Quartier: das thailändische «Boo» oder der italienisch gefärbte «Gatto Nero».

Ein bisschen Italianità ist geblieben

Italienisch gefärbt wird man auch bei Livia Zarola, der alteingesessensten Coiffeuse. Als sie vor 30 Jahren ihren Salon eröffnete, da war sie in der italienischen Community gut aufgehoben. «Es gab einige italienische Läden in der Strasse», erinnert sie sich, «von der Metzgerei bis zum Haushaltwarengeschäft, wo man sich mit Hochzeitsgeschenken eindeckte.» Tempi passati. Viele pensionierte Italiener zogen in ihre Heimat zurück, so wie Zarolas Eltern nach Apulien.

Und wer gut verdiente, feierte den sozialen Aufstieg mit einer Wohnung oder einem Häuschen auf der anderen Seite des Rheins oder im Kanton Baselland. So verlor die italienische Coiffeuse Stammgäste, und angesichts der wachsenden Konkurrenz kam der Moment, wo sie sich nach anderen Möglichkeiten in der Region umsah.

Sie blieb schliesslich der Klybeckstrasse treu. Die Miete hier ist erschwinglich – und sie mittlerweile froh, dass sie geblieben ist. «Mir gefällt, dass es so viele junge Leute hat», sagt sie. Und die hohe Coiffeurdichte habe auch Positives: «Neuzuzüger kommen in die Klybeckstrasse, weil ihnen gesagt worden ist, dass es hier viele Coiffeureschäfte gibt.»

Bei allen Veränderungen, bleibt die Klybeckstrasse am Ende doch beides: Landebahn und Durchgangsstrasse für Ankommende – und Heimat für Alteingesessene.

Wo Sushi sind, da ist ein kaufkräftiges Publikum. Annabelle Schneider bringt mit dem Fujin ein neues Konzept in die Klybeckstrasse.

Und am Ende, das ist sie ja noch lange nicht. Auf Höhe der Dreirosenbrücke wird sie nur unterbrochen, was angesichts der Vielfalt im oberen Teil leicht vergessen geht. Am Ende führt die Klybeckstrasse bis ins Herz von Kleinhüningen. Und erzählt dort noch einmal eine ganz eigene Geschichte. tageswoche.ch/+dzn97 ✕

Sushi fürs Klybeck: Abends läuft das Lokal von Annabelle Schneider. FOTO: BASILE BORNAND





ckstrasse

ZONE
30
P

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Hernad, Ferenc, von Riehen/BS, 29.01.1922–27.11.2015, Veronikastr. 11, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Santanera-Sacca, Sofio, von Italien, 08.02.1941–28.11.2015, Dürrenmattweg 79, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Freitag, 04.12., 10.30 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Sieber-Berberat, Blanche Olivia, von Fraubrunnen/BE, 05.11.1917–26.11.2015, (wohnhaft gewesen in Oberwil, Langegasse 61), Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Basel

Abt-Molterer, Walter, von Basel/BS, 05.05.1931–27.11.2015, Weidengasse 25, Basel, wurde bestattet.

Arnold, Rosmarie Esther, von Basel/BS, 04.12.1934–25.11.2015, Davidsbodenstr. 59, Basel, wurde bestattet.

Borner, Elsbeth Anna, von Basel/BS, 18.02.1925–01.12.2015, Claragraben 58, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Brüstlein-Fisch, Rosmarie Elsbeth, von Basel/BS, 05.07.1918–24.11.2015, Sperrstr. 100, Basel, wurde bestattet.

Cornut-Puippe, Jacques, von Lutry/VD, 02.07.1928–25.11.2015, Sonnenweg 7, Basel, Trauerfeier: Freitag, 04.12., 11.00 Uhr, St. Leonhardskirche, Leonhardskirchplatz 3.

Eich-Traber, Peter, von Basel/BS, Oftringen/AG, 30.04.1951–24.11.2015, Solothurnerstr. 68, Basel, Trauerfeier: Freitag, 04.12., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Erni, Margaretha Maria, von Basel BS, 25.01.1924–19.11.2015, St. Johannis-Ring 122, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 08.12., 15.00

Uhr, Johanneskapelle, St. Johannis-Ring 122.

Frey-Kreuzer, Hedwig Paula Maria, von Ettiswil/LU, 30.06.1940–29.11.2015, Rastatterstr. 9, Basel, Trauerfeier: Montag, 7.12., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Friedlin-Schürch, Irene Frieda, von Basel, 04.02.1929–21.11.2015, Walkeweg 22, Basel, wurde bestattet.

Friedrich, Claude René, von Basel/BS, 19.08.1950–19.11.2015, Holestr. 145, Basel, wurde bestattet.

Früh-Brugger, Ella, von Basel/BS, 26.01.1930–30.11.2015, Horburgstr. 54, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 8.12., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Gotti-Revelant, Giacomo, von Basel/BS, 17.11.1928–25.11.2015, Burgfelderstr. 61 / 3, Basel, Trauerfeier: Freitag, 04.12., 14.30 Uhr, Missioni Cattolica, Basel.

Grélat-Schweitzer, Nelly, von Basel/BS, 12.01.1920–19.11.2015, General Guisan-Str. 107, Basel, wurde bestattet.

Hötzenauer-Scheidegger, Herbert, aus Österreich, 29.07.1940–30.11.2015, Wasgenring 57, Basel, Trauerfeier: Montag, 7.12., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Huber-Nothstein, Marta, von Basel/BS, 10.01.1924–22.11.2015, Allmendstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Hürzeler, Johann, von Basel/BS, 28.09.1937–26.11.2015, Brantgasse 5, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Imboden, Leo, von Ausserberg/VS, 19.01.1930–27.11.2015, Feierabendstr. 1, Basel, Trauerfeier: Freitag, 04.12., 13.30 Uhr, Borromäum, Byfangweg 6.

Kleiber-Müller, Liliane, von Basel/BS, 24.05.1924–25.11.2015, Hegenheimerstr. 161,

Basel, Trauerfeier: Freitag, 04.12., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

König-Brunner, Gertrud, von Iffwil/BE, 30.05.1922–22.11.2015, Dorfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Lützelmann-Stauffer, Margaretha, von Basel/BS, 15.03.1914–20.11.2015, St. Alban-Vorstadt 85, Basel, wurde bestattet.

Mauz, Peter Eberhard, von Calfreisen/GR, 13.10.1935–07.11.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Meyer-Lohner, Ernst, von Muttentz/BL, 23.05.1930–22.11.2015, Holestr. 119, Basel, wurde bestattet.

Mösch-Hofer, Marcel, von Basel/BS, 10.05.1922–23.11.2015, Zürcherstr. 143, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 9.12., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Mülhaupt, Marcel Arthur, von Basel/BS, 05.09.1933–30.11.2015, Kastelstr. 10, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Philippi-Walter, Helena, von Basel/BS, 17.10.1945–27.11.2015, Reiterstr. 41, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 9.12., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Procuranti-von Känel, Giulio Antonio Secondo, von Bern/BE, Aeschi bei Spiez/BE, Beckenried, 02.01.1935–25.11.2015, Hechtlacker 44, Basel, wurde bestattet.

Ryser-Gerber, Heinz Arthur, von Riehen/BS, 03.03.1932–29.11.2015, Bruderholzallee 191, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 9.12., 14.00 Uhr, Tituskirche, Im Tiefen Boden 75.

Schmid-Singer, Sieglind, von Basel/BS, 03.04.1941–28.11.2015, Hirzbrunnenschanze 93, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Schmidlin-Koch, Emil Paul, von Blauen/BL, 07.08.1947–20.11.2015, Amerbachstr. 45, Basel, Trauerfeier:

Freitag, 04.12., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Seubert-Schärer, Rudolf, von Basel/BS, 20.08.1923–22.11.2015, Im Witterswilerhof 6, Basel, wurde bestattet.

Spiess-Wyss, Frieda, von Ziefen/BL, 25.02.1922–19.11.2015, Leimenstr. 67, Basel, Trauerfeier: Freitag, 04.12., 13.30 Uhr, Friedhof Rütli Oberwil.

Stöckli-Anderegg, Josef, von Hofstetten-Flüh/SO, 11.02.1925–26.11.2015, Lehenmattstr. 238, Basel, wurde bestattet.

Troxler-Ackermann, Eduard Werner, von Luzern/LU, Oberrüti/AG, 24.04.1937–21.11.2015, St. Alban-Ring 220, Basel, wurde bestattet.

Tschudy-Niffeler, Judith Bertha, von Basel/BS, 15.12.1931–23.11.2015, Breisacherstr. 11, Basel, wurde bestattet.

Utz, Zita, von Basel/BS, 27.02.1929–17.11.2015, Gartenstr. 60, Basel, wurde bestattet.

Villa-Kehrli, Lori Ritha, von Cadenazzo/TI, 26.09.1928–19.11.2015, Nasenweg 16, Basel, wurde bestattet.

Zwimpfer-Uebler, Karl, von Entlebuch/LU, Luzern/LU, 14.02.1941–19.11.2015, Zürcherstr. 143, Basel, Trauerfeier: Freitag, 04.12., 14.30 Uhr, Kirche Bruder Klaus Birsfelden.

Birsfelden

Arpagaus, Anita, von Rueun/GR, 28.06.1956–28.11.2015, (wohnhaft gewesen in Liestal, Rheinstr. 43), Birsfelden, Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Hochreutener-Gemperli, Margrit, von Eggersriet-Grub/SG, 27.11.1923–28.11.2015, Hardstr. 71, Birsfelden, Abdankung: Montag,

07.12., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Frenkendorf

Bachmann, Louis, von Freistein-Teufen/ZH, 02.09.1920–28.11.2015, Eggstr. 37 (mit Aufenthalt in Füllinsdorf, Seniorenzentrum Schönthal), Frenkendorf, Urnenbeisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Münchenstein

Schweizer-Weber, Maria, von Bretzwil/BL, Münchenstein/BL, 23.11.1923–27.11.2015, Grellingerstr. 38, Münchenstein, Abdankung und Urnenbestattung erfolgte im engsten Familienkreis.

Muttentz

Patuto-Wägli, Salvatore, von Belp/BE, 22.03.1951–24.11.2015, Oberländerstr. 36, Muttentz, wurde bestattet.

Pratteln

Csupor, Laszlo, aus Deutschland, 07.07.1937–20.11.2015, Krummeneichstr. 60, Pratteln, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Jakob, Brigitta, von Trub/BE, 25.04.1944–29.11.2015, Muttentzstr. 22, Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Mühlemann, Heinz Ernst, von Seeberg/BE, 13.04.1947–30.11.2015, Hauptstr. 88, Pratteln, Trauerfeier: Freitag, 11.12., 14.00 Uhr, Friedhof Blözen, Abdankungskapelle. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Plattner, Rolf, von Reigoldswil/BL, 13.04.1962–27.11.2015, Schauenburgerstr. 48, Pratteln, Trauerfeier: Donnerstag, 10.12., 14.00 Uhr, Friedhof Blözen, Abdankungskapelle. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Schneider, Max, von Pratteln/BL, 21.12.1920–01.12.2015, Sodweg 10, Pratteln, Trauerfeier: Dienstag, 8.12., 14.00 Uhr, Friedhof Blözen, Abdankungskapelle. Urnenbeisetzung vorgängig im engsten Familienkreis.

Stohler, Arnold Ferdinand, von Pratteln/BL, 09.07.1944–13.11.2015, Am Chäferberg 30, Pratteln, Die Angehörigen hielten Trauerfeier und Beisetzung in Liebe und tiefer Trauer im engsten Familienkreis ab.

Reinach

Mesmer-Fischer, Urs, von Muttentz/BL, Basel/BS, 05.04.1947–25.11.2015, Gruthweg 14, Reinach, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Wittwer-Buser, Sonja, von Reichenbach im Kandertal/BE, 16.08.1935–19.11.2015, General Guisan-Str. 20, Reinach, wurde beigesetzt.

Riehen

Ammann-Müller, Yvonne Marie, von Herdern/TG, 04.11.1934–24.11.2015, In den Neumatten 13, Riehen, Trauerfeier: Freitag, 04.12., 14.00 Uhr, St. Franziskuskirche Riehen.

Hofstetter-Mettler, Jakob, von Gais/AR, 02.02.1925–23.11.2015, Rainallee 147, Riehen, wurde bestattet.

Junck-Plüss, Werner Friedrich, von Riehen/BS, 11.07.1932–25.11.2015, Oberdorfstr. 4, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Im Sommer tanzte am Hafen der Bär.
Nun wartet die Zwischennutzung auf
grünes Licht zum Bau von drei Hallen.

Fondue im Turm

von Dominique Spigri

Eigentlich sollten auf dem Gelände des ehemaligen Migrol-Areals am Klybeckquai längst vier Holzhallen stehen. So hatten es die für die Zwischennutzung Verantwortlichen des Vereins Shift Mode geplant. Ihre Idee war es, aus der Not des jährlich auf ein paar Wochen beschränkten Zusammenspiels mit der Kunstmesse Scope eine ganzjährige Tugend zu machen und mit der Vermietung der Hallen nicht kommerzielle Angebote querzufinanzieren.

Doch daraus wurde bis heute nichts. Einsprachen der angrenzenden Wohngenossenschaft Klybeck blockieren den Bau der Holzhallen nach wie vor – auch wenn die Verantwortlichen aktuell nur noch drei Hallen errichten möchten. Und die Kunstmesse Scope hat sich inzwischen mit noch unbekanntem Ziel vom Klybeckquai verabschiedet.

Auf dem weitläufigen Gelände am Rhein trifft man aber dennoch auf viel Zuversicht. Und auf eine Gruppe junger Menschen, die kräftig am Arbeiten ist. Da werden tiefe Löcher gegraben, und quer durchs ganze Gelände zieht sich ein tiefer, mit Holzbrettern gesicherter Graben. Das Ziel dieser Arbeiten ist zwar weniger spektakulär, als die Baustelle es erahnen lässt. Dafür aber setzen sie ein Zeichen der Nachhaltigkeit: Entstehen soll nämlich eine fest installierte WC-Anlage mit einem neuen Kanalisationszugang.

Gaukler, Musik und Theater

Neben der WC-Baustelle ragt seit einigen Tagen ein altertümlich wirkender Turm in die Höhe. «Ein klassischer Shakespeare-Turm», wie Katja Reichenstein vom Verein Shift Mode präzisiert. Der Turm heisst «Tour Vagabonde» und gehört der Gauklerfamilie Kolly aus Fribourg, die auf dem Basler Hafenaareal ihr Winterquartier bezogen hat.

Der Gauklerturm lädt den Winter hindurch jeweils von Dienstag bis Samstag zum Fondue – «das beste Fondue ausserhalb Fribourgs», wie Reichenstein versichert – und zu Konzerten und kleinen Theaterspektakeln. Der Startschuss ist am Donnerstag, 3. Dezember, mit einem Auftritt der Zigeuner-Rockband Primasch erfolgt.

Die Veranstaltungen im «Tour Vagabonde» kosten keinen Eintritt – die Künstler gehen nach alter Gauklersitte mit dem Hut durch das Publikum. Dieses kann auch, muss aber nicht essen und trinken. Bei einem Preis von zwölf Franken für ein Fondue dürfte aber auch weniger betuchten Essern genügend Kleingeld für den herumgereichten Hut übrigbleiben.

Freude über Scheidung der Zwangsehe

Rund um den «Tour Vagabonde» gibt es noch weitere Angebote für winterliche Hafengänger. So ist geplant, auch den Musikpavillon, der im Sommer installiert wurde, sporadisch zu bespielen, wie Reichenstein sagt. In einer kleinen Jurte neben dem Turm sollen Spielabende stattfinden, und in einer Sauna gibt es, wie der Name sagt, Saunabetrieb.

Katja Reichenstein gibt sich sehr zuversichtlich, was die Zukunft des Shift-Mode-Areals angeht. «Nach dem überwältigenden Sommer können wir sagen, dass wir definitiv angekommen sind auf dem Areal», sagt sie. Erfreut zeigt sie sich auch, dass die Zwangsehe mit der Kunstmesse Scope geschieden werden konnte. «Wir sind froh, nicht mehr dem Druck der hochkommerziellen Messe ausgesetzt zu sein», sagt sie.

So zuversichtlich sich Reichenstein auch gibt, die verzögerten Zukunftspläne von Shift Mode beinhalten nach wie vor viele Unwägbarkeiten. So steht zwischen den Plänen und der Realisierung der drei ganzjährig bespielbaren Holzmodule auf dem Gelände noch immer der Rekurs der Wohngenossenschaft Klybeck gegen den Entscheid des Bau- und Gewerbeinspektorats, das die Einsprache gegen die Baubewilligung im Mai abgelehnt hat.

Denn für die Einsprecher hat sich an der Situation auch nach dem Abzug der Scope und dem Verzicht auf eine der vier ursprünglich geplanten Bauten im Prinzip nichts geändert, wie Martin Brändle von der Wohngenossenschaft Klybeck sagt.

Shift Mode bleibt im Moment nichts anderes übrig, als abzuwarten und das Winterprogramm durchzuziehen. «Wir wollen aber an unseren Bauplänen festhalten», sagt Reichenstein. Seit dem Wegzug von Scope sei der Verein Shift Mode erst recht darauf angewiesen, mit der Vermietung der Hallen Einnahmen zur Querfinanzierung nicht kommerzieller Projekte zu generieren.

tageswoche.ch/+gavnc

×

Online



Trendsport-Halle zieht in den Hafen
tageswoche.ch/
+z06bm

Attraktion für die Wintersaison im Hafen: Der «Tour Vagabonde». FOTO: DOMINIQUE SPIGRI



Eine tödliche Explosion beim Prattler Chemiewerk Cabb wirft Fragen auf. Tut die Firma genug für die Sicherheit?

Der eine Unfall zu viel

von Renato Beck

Als ihr Freund stirbt, ist Lidia Requena gerade bei der Arbeit. Drei Wochen lang hat Claudio Margas* auf der Intensivstation des Universitätsspitals Lausanne gelegen, wartend auf die lebensverlängernde Operation. An einem Freitag im September 2014 erlaubt seine Mutter den Ärzten, ihn sterben zu lassen. «Ich wäre während seiner letzten Minute gerne dabei gewesen», sagt Requena.

Der 24-Jährige stirbt einen qualvollen Tod, so viel weiss sie. Nach einer Notoperation platzt seine Lunge auf, die umliegenden Organe werden beschädigt. Das ätzende Gift, das in seiner Lunge liegt, breitet sich aus, frisst sich ins benachbarte Gewebe. Sie hegt keinen Groll auf die Ärzte, weil sie ihren Freund vor seinem Tod nicht mehr sehen konnte. «Die Ärzte wollten sein Leiden beenden.» Doch Lidia Requena trägt Wut in sich. Sie lässt sich nicht heraus hören, wenn sie erzählt. Aber die Wut ist da, und sie gibt ein bisschen Halt in der Strömung, von der Requena seit dem Tod ihres Freundes weggetrieben wird.

Cabb-Gelände in Schweizerhalle: Betriebsunfälle kommen hier immer wieder vor.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



«Sie müssen geradestehen für das, was passiert ist», sagt sie leise und richtet ihren Blick auf den Boden des Café Starbucks am Bahnhof. Eine unscheinbare junge Frau, mit einem Nasenpiercing und dem Teint von wässriger Milch, dunkle Kleidung, dunkle Ablagerungen des Durchlebten um ihre Augen. «Sie sollen aufhören, Sachen zu vertuschen und die Schuld auf andere zu schieben», sagt sie ruhig.

Lidia Requena, 27, will die Geschichte des Sterbens von Claudio Margas zu erzählen. Weil sie nicht will, «dass die Firma damit davonkommt». Die Baselbieter Staatsanwaltschaft entscheidet in den kommenden Wochen, ob sie gegen Verantwortliche des Unternehmens Anklage erhebt oder den Fall zu den Akten legt.

Am 3. Juli 2014, einem Donnerstag, tritt Claudio Margas die Spätschicht in den Fabrikhallen des Cabb-Werks Schweizerhalle an. Der deutsche Chemiekonzern – im Jahr 2003 der Clariant entsprungen – stellt in Pratteln chemische Basisstoffe her. Von der Autobahn aus kann man den Komplex gut sehen, bevor die Strasse im Schweizerhalle-Tunnel verschwindet. Ein Gewirr aus Schloten und Rohren, Relikt der Basler Chemischen vor ihrer Metamorphose zur klinisch sauberen Pharmaindustrie.

Requena erinnert sich, wie Claudio, kurz bevor er zur Arbeit fuhr, noch die Miete für die gemeinsame Wohnung in Riehen hinlegte. Seine Schicht dauert von zwei Uhr nachmittags bis zehn Uhr abends. Um 16 Uhr klingelt ihr Handy. Ihre Mutter ist dran, sie wirkt aufgeregt: Requena solle so schnell wie möglich ins Spital kommen.

Eine Verätzung, denkt sie besorgt. Zwei Jahre davor, kurz nach Stellenantritt, hatte Margas schon einmal einen schweren Arbeitsunfall überstanden. Damals war ein Behälter geplatzt und ätzendes Pulver in seine Augen gelangt; danach konnte er mehrere Tage lang nichts mehr sehen. Mehrmals bat sie ihn seither, sich eine neue Stelle zu suchen. Doch der Lohn für die risikoreiche Arbeit hielt ihn bei der Cabb; als Berufsanfänger mit Chemielehre stieg er mit 5500 Franken monatlich ein.

Veraltetes Verfahren der Cabb

Betriebsunfälle sind bei der Cabb keine Seltenheit. Die Unvallversicherung Suva hält die detaillierte Liste zwar unter Verschluss, es finden jedoch immer wieder grössere Unglücke den Weg an die Öffentlichkeit. 2010 explodierte ein Abwassertank, vier Personen wurden dabei verletzt. Im selben Jahr hing stundenlang eine giftige Wolke aus Salz- und Essigsäure über dem Firmengelände, nachdem 3000 Liter einer ätzenden Flüssigkeit ausgelaufen waren. Ein ähnlicher Zwischenfall folgte 2013.

Das Verfahren von Cabb, Natronlauge und Chlor mittels hochgiftigem Quecksilber aus Kochsalz zu spalten, gilt als veraltet und ist europaweit geächtet: Die EU hat ein Verbot der Quecksilber-Elektrolyse bis Ende 2017 angeordnet. Das Cabb-Werk in Schweizerhalle ist das letzte seiner Art in der Schweiz. Die Fabrik geriet in der Ver-

gangenheit politisch unter Druck, der damalige Grünen-Landrat Jürg Wiedemann kritisierte die Baselbieter Regierung scharf dafür, Cabb eine Sonderbewilligung zum Weiterbetrieb auszustellen.

Explosive Reaktion im Kessel

Nach dem Anruf ihrer Mutter begibt sich Lidia Requena zum Basler Universitätsspital. Als sie an Claudios Bett auf der Intensivstation tritt, schreckt sie zurück. Er sieht aus wie eine Comicfigur mit all den Verbänden, die seinen Körper und sein Gesicht verhüllen. Sie fragt, ob er schläft. Künstliches Koma, antwortet der Arzt.

Am 18. September 2014 wären sie vier Jahre lang zusammen gewesen. Sie erinnert sich, wie sie zueinander gefunden haben. Sie besuchten beide das Basler Holbeinschulhaus in verschiedenen Klassen, sie kannten sich, ohne sich nahe zu sein. Ein Paar wurden sie erst später durch die Vermittlung einer gemeinsamen Freundin.

Erinnerungen drängen hoch. Sie denkt an Tage, an denen sie sich anschwiegen, an Claudio, wie er Playstation spielt, an die Träume von Kindern, irgendwann. Das Mühsame, das Banale, das Schöne, alles fehlt, und alles, was fehlt, tut jetzt weh. Viele Kleinigkeiten fallen ihr wieder ein. Wie sie ihn weinen sah. Einmal war das, als sein Vater starb.

«Konnte sich Claudio nicht retten, weil er an Krücken ging?»

Lidia Requena

«Claudio», erzählt sie, «behielt seine Gefühle für sich.» Ein grosses Baby sei er gewesen, freundlich, zuvorkommend, liebenswert, lustig, ein Clown bei jeder Gelegenheit. Auf den Bildern sieht man einen stämmigen Mann mit üppigen, zu einem Pferdeschwanz gebundenen schwarzen Haaren und schwarzen, müden Augen. «Er wollte alle zum Lachen bringen», sagt Requena. Und grosszügig sei er gewesen, habe das Geld gerne ausgegeben.

Vielleicht, weil sein Leben kein einfaches war. Als er elf Jahre alt war, wanderte seine Familie in wirtschaftlicher Not aus Chile aus, zurück in die Schweiz, die Heimat der Vorfahren. Er konnte kein Deutsch, hatte keine Freunde. Seine Eltern suchen Vertrautheit in einem Chor, der Vater taucht als Dirigent in Presseberichten auf. Die Mutter, eine ernste Frau, hat sich seit dem Tod Claudios komplett zurückgezogen, nimmt das Telefon nicht ab, öffnet die Türe nicht, wenn jemand klingelt.

Die Patrouille der basellandschaftlichen Kantonspolizei trifft um 15.15 Uhr auf dem Fabrikgelände der Cabb ein. Alarmiert wird sie von der Sanität, die den schwer verletzten Claudio Margas gerade in die Ambulanz verfrachtet. Vor Ort sehen die Beamten den geborstenen Tank, sie sehen die Wirkung der Explosion und beginnen damit,

die Spuren zu sichern, dann informieren sie die Staatsanwaltschaft.

Eine Spur werden sie nicht mehr finden. Die Krücken, die Margas brauchte, sind verschwunden. Sie tauchen im Polizeijournal nicht auf. Hätten die Ermittler die Krücken entdeckt, hätte das eine für den Arbeitgeber unangenehme Frage aufgeworfen: Was hatte ein Arbeiter, der an Krücken geht, an den gefährlichen Tanks verloren?

Die Krücken brauchte Margas, weil sein Knie ein paar Monate zuvor schwer beschädigt worden war. Der Unfall geschah in der Rekrutenschule, die er vorzeitig abbrechen musste. Einen Monat verbrachte er danach zu Hause, vielleicht sechs Wochen, vom Hausarzt krankgeschrieben, der ihm dringlich riet, in naher Zukunft auf körperliche Arbeit zu verzichten.

Margas war zu Hause am Gesunden, als die Firma anrief. Man bat ihn, wieder zur Arbeit zu kommen, das Personal sei knapp. Man habe vereinbart, er würde Computer-Arbeiten ausführen, erzählt Requena. Margas willigt ein. Auch, damit er wieder sein volles Gehalt erhält.

«Warum hat es nur ihn erwischt?»

Der Unfall, soweit er sich aufgrund von Gesprächen mit Requena und Mitarbeitern rekonstruieren lässt, passiert, als Margas gemeinsam mit einem Arbeitskollegen einen Säuretank auffüllt. Als sie die Flüssigkeit in den Tank einlassen, geschieht die Katastrophe: Es kommt zu einer Reaktion mit chemischen Resten, die nicht entfernt worden waren. Das Gemisch im Inneren explodiert mit einer solchen Wucht, dass der Kessel das Gift nicht mehr halten kann.

Margas kriegt die volle Ladung ab. Weil er keinen Ganzkörperschutzanzug trägt, wie es eigentlich vorgeschrieben ist für eine derartige Tätigkeit, sondern bloss eine Schutzbrille, wird seine Haut grossflächig verätzt. Vor allem aber gelangen hochgiftige Gase über die Atemwege in seine Lunge, wo sie unaufhaltsam das Gewebe zerstören, bis die Atmung zum Erliegen kommt.

«Warum hat es nur ihn erwischt?», will Requena wissen. Margas' Mitarbeiter bleibt bei der Explosion unverletzt, er kann sich mit einem Satz zur Seite retten. «Konnte sich Claudio nicht retten, weil er an Krücken ging?» – «Weshalb war er nicht ordentlich geschützt?» – «Warum arbeitete er nicht wie abgemacht am PC?» – «Weshalb war der Tank nicht ordnungsgemäss gereinigt?» Requena hat viele Fragen und nie Antworten erhalten. Kein Verantwortlicher hat sich bei ihr gemeldet. Sie ihren Fragen gestellt, sich vielleicht entschuldigt, sich zumindest betroffen gezeigt.

Tag eins nach dem Unfall ist sie wieder im Spital. Margas atmet nun nicht mehr selbstständig, die Ärzte haben ihn an eine Beatmungsmaschine angeschlossen. Die Ärzte sind besorgt, seine Lunge, sagen sie, sieht nicht gut aus.

Margas ist fortan konstant im künstlichen Koma. Zwei, drei Mal lassen sie ihn aufwachen, rare Zeitfenster für Requena, um mit ihm zu kommunizieren. Er kann



Lidia Requena lebt in Trauer: «Ich spüre Claudio jeden Tag.»

FOTO: A. PREOBRAJENSKI

weder sprechen noch sich bewegen, mit einem feinen Nicken zeigt er an, dass er versteht. Einmal erhält Requena einen Anruf, sie solle sofort kommen. Als sie sein Spitalzimmer betritt, sieht sie Claudio heftig zucken, sieht, dass er Angst hat. Die Ärzte bitten sie, ihm die Furcht zu nehmen. Sie hätten ihm ein Mittel verabreicht, das seinen Körper dazu bringen soll, das ganze Gift auszuscheiden. Es wird alles gut, sagt sie ihm. Er nickt.

Es wird alles gut, Requena wiederholt es, wann immer sie ihn besucht. Sie wiederholt es auch, wenn sie abends im Bett liegt. Sie lässt keinen Zweifel zu. Doch das Gift bleibt in seiner Lunge.

Sein Zustand verschlechtert sich von Tag zu Tag, bis die Ärzte die Lunge für nicht mehr zu retten halten und ihn auf die Warteliste für eine neue setzen. Er steht an erster Stelle, seine Zeit läuft ab. Um bereit zu sein, sobald ein Organ vorliegt, wird er ins spezialisierte Unispital nach Lausanne verlegt. Doch eine Lunge für einen Mann von Claudios Grösse sei schwierig zu finden, warnen die Ärzte.

Cabb schweigt

Eine Woche vor seinem Tod registrieren die Ärzte eine rapide Verschlechterung seines Zustands. Er muss notoperiert werden. Und die Lunge, sie kommt nicht. Dann wird sein Toteskampf beendet, die Ärzte raten aufgrund der aussichtslosen Lage, die lebenserhaltenden Maschinen abzuschalten. Die Mutter ist einverstanden.

Die Firma Cabb will sich zum Unfall mit Verweis auf die laufende Untersuchung nicht äussern. Man kooperiere vollumfänglich mit den Behörden, habe volle Transparenz hergestellt und eine eigene Untersuchung des Unfalls angestellt, heisst es auf Anfrage. Als Reaktion auf zwei schwerwiegende Unfälle 2014 sei man der Sicherheitscharta der Suva beigetreten,

habe zusätzliche Schulungen abgehalten. Man wolle das Bewusstsein für die Sicherheit vertiefen, heisst es auch: «Dazu wurde ein neues Logo kreiert, um die Allgegenwärtigkeit der Sicherheit zu erhöhen.»

«Für unsere Sicherheit mache ich alles», steht auf dem Logo geschrieben. Doch die Frage müsste vielleicht eher lauten: Tut das Unternehmen genug für die Sicherheit seiner Angestellten?

Cabb ist begehrte Spekulationsmasse: kaufen, restrukturieren, Kosten runterfahren.

Die bewegte Unternehmensgeschichte stützt diese Frage. 2003 bündelt der Basler Chemiekonzern Clariant sein Acetylgeschäfft in der neuen Unternehmung Cabb («Clariant Acetyl Building Blocks»). 2007 kauft Cabb den Chemiehersteller SF Chem mitsamt dem Prattler Werk dazu.

SF Chem produzierte seit 1917 Basisstoffe für die Basler Chemie. Als SF Chem an Cabb verkauft wird, gehört sie der Beteiligungsgesellschaft Capvis. Auch Cabb wird bald zum Renditeobjekt von Finanzinvestoren. 2005 erwirbt der niederländische Private-Equity-Fonds Gilde das Unternehmen. Nur ein Jahr später veräussert Gilde den Säurefabrikanten an die Private-Equity-Sparte des Versicherungskonzerns AXA. 2011 beginnt das Besitzerkarussell wieder zu drehen: AXA reicht die Firma mit ordentlichem Profit an den britischen Finanzinvestor Bridgepoint weiter.

Cabb ist begehrte Spekulationsmasse: kaufen, restrukturieren, Kosten runterfahren, Firmen auf Pump dazuholen. Nach ein paar Jahren der Weiterverkauf mit satter Marge. Und das ganze Spiel von vorne.

Bridgepoint finanziert den Kauf mit einem Kredit über 235 Millionen Euro, der Cabb aufgebürdet wird. Doch die Profitjäger wollen mehr aus ihrem Asset herausholen: Im Jahr 2013 lässt sich der Investor eine Sonderdividende ausschütten – finanziert mit einem Kredit über 100 Millionen Franken, den Cabb aufnehmen muss.

Cabb bleibt attraktiv: Im Jahr 2014 verkauft Bridgepoint das Unternehmen für 800 Millionen Euro an den britischen Private-Equity-Giganten Permira.

Permira verfügt wie Bridgepoint über einen einschlägigen Ruf als rücksichtsloser Investor. Vor ein paar Jahren stand der Fonds im Zentrum der deutschen «Heuschrecken»-Debatte, als der damals von Permira kontrollierte Modekonzern Hugo Boss gezwungen wurde, eine kreditfinanzierte Sonderdividende über 450 Millionen Euro auszuschütten.

Ein paar Tausender an die Beerdigung

Was Permira mit dem Chemiekonzern und dem Prattler Werk vorhat, werden die nächsten Jahre zeigen. Einige Schlüsselstellen im Unternehmen hat der Finanzinvestor mit Vertrauensleuten besetzt. Jetzt wird durchgerechnet, was rentiert und was nicht. In Schweizerhalle soll es weitergehen, teilt das Unternehmen mit: Die veraltete Quecksilber-Elektrolyse soll nächstes Jahr ersetzt, die Mitarbeiter sollen plus minus gehalten werden.

Doch die Verunsicherung im Betrieb ist gross. Jeder habe Angst um seinen Job, es herrsche ein ungesunder Druck, erzählt ein Angestellter unter dem Versprechen der Anonymität. Die Empörung über die Umstände des Todes von Claudio Margas ist bald der Sorge um die eigene Zukunft gewichen: Kritische Stimmen verstummen nach und nach.

An seine Beerdigung kommen Dutzende Cabb-Mitarbeiter, der Betrieb in der Abteilung ruht einen Tag lang. Auch die Bosse sind da und verfolgen schweigend die Abdankung in der Friedhofskapelle Hörnli. Später bezahlen sie ein paar Tausend Franken an die Beerdigungskosten. Ob darüber hinaus eine Entschädigung an die Opferfamilie entrichtet wird, will die Firma nicht sagen.

Lidia Requena verliert ein paar Monate nach dem Tod Claudios ihre Stelle in der Küche der Hirslandenklinik. Man entlässt sie, weil sie ihre Leistung nicht mehr erbringe. Requena sagt, sie habe ein wenig die Lust am Leben verloren. Schliesslich sucht sie einen Therapeuten auf, weil sie glaubt, ohne nicht mehr hochzukommen.

Vielleicht muss sie dazu erst Claudio verabschieden. Manchmal, wenn man sich schlafen legt, die Decke hochzieht, spürt man, dass irgendwo in der Wohnung noch Licht brennt. Eine Lampe, die noch an ist. Requena fühlt das Licht: «Ich spüre ihn jeden Tag, er ist nicht tot, er ist noch da.»

tageswoche.ch/+5xipe

×

*Name geändert

Ein offener Brief verlangt Änderungen am Roche-Bebauungsplan – und eine Diskussion über das zweite Hochhaus.

Linke verlangt Anpassungen bei Roche-Ausbau

von Renato Beck

Der politische Widerstand gegen den zweiten Roche-Turm beginnt vorsichtig: Ein offener Brief soll die Bau- und Raumplanungskommission (BRK) des Grossen Rates dazu bewegen, die Pläne des Kleinbasler Pharmariesen anzupassen. 2021 soll das zweite, 205 Meter mächtige Roche-Hochhaus in unmittelbarer Nachbarschaft des bereits gebauten Turms fertiggestellt sein.

89 Einsprachen aus dem Quartier dagegen hat der Regierungsrat bereits abgewiesen. Jetzt ist die Politik mit ihrer Kritik an der Reihe. Verfasser des Briefes sind die linke BastA!, Juso, die Jungpartei der Grünen sowie SP-Grossrätin Sarah Wyss. Sie erwarten von der BRK, am Bebauungsplan zwei Änderungen vorzunehmen.

Roche soll ÖV finanzieren

Roche soll sich an der geplanten Erschliessung der neuen Arbeitsplätze durch den öffentlichen Verkehr finanziell beteiligen. So soll dereinst ein Tram durch die Grenzacherstrasse führen, eine Schnellbuslinie zum Bahnhof SBB eingerichtet werden und irgendwann auf Höhe Solitude eine S-Bahn-Haltestelle eröffnet werden.

Roche soll sich ausserdem dazu verpflichten, an die Solitude-Promenade angrenzendes Land abzutreten, damit der enge, von Velos und Fussgängern intensiv genutzte Durchgangsweg um mindestens einen Meter verbreitert werden kann.

Rund 50 Millionen Franken, rechnet BastA!-Grossrätin Patrizia Bernasconi, muss das Unternehmen als Mehrwertabgabe bezahlen, weil das Land durch die erhöhte Nutzung an Wert gewinnt. «Das reicht nie, um die Investitionen in den ÖV-Ausbau zu finanzieren», sagt Bernasconi. Doch selbst die Verwendung der Mehrwertabgabe für diesen Zweck ist nicht

möglich. Mit diesen Geldern dürfen nach Gesetz nur Grünanlagen gebaut oder aufgewertet werden.

Eine neue Motion von Bernasconi will das ändern: Sie verlangt, die Gelder sollen auch zur Förderung von preisgünstigem Wohnraum eingesetzt werden – auch weil durch die neuen Arbeitsplätze bei der Roche der Druck auf die Mieten in den umliegenden Quartieren steigen dürfte.

Die Kritik der linken Politiker geht aber über die beiden Forderungen hinaus. Lukas Gruntz, junger Architekt und bei den Juso für Stadtentwicklung zuständig, bemängelt, dass keine Varianten zum neuen Turm erstellt wurden. «Basel-Stadt hat ein Hochhauskonzept entwickelt, darin werden Testplanungen und Wettbewerbsverfahren vorgeschrieben – warum Roche das nicht umsetzen musste, ist nicht nachvollziehbar.»

Gruntz ärgert sich auch darüber, dass die Auswirkungen auf das Stadtbild von der Regierung als neutral taxiert werden. Vor allem aber, dass die Öffentlichkeit aussen vor bleibt. Gruntz verlangt, die Roche solle das oberste Stockwerk der Öffentlichkeit zugänglich machen, für ein Restaurant, eine Bar oder eine Aussichtsplattform. Er sagt, an den Novartis-Campus erinnernd: «Wir wollen nicht noch eine Verbotene Stadt in Basel.»

Quartier darf nicht mitreden

Kritisiert wird auch das Fehlen eines Mitwirkungsverfahrens für das Quartier: Was bei neuen Begegnungszonen die Regel ist, unterlässt die Regierung, namentlich SP-Baudirektor Hans-Peter Wessels, beim Grossprojekt an der Grenzacherstrasse, das auf die ganze Stadt ausstrahlt.

Bernasconi stört sich an der «Salami-taktik» von Roche, neue Bauprojekte Stück für Stück vorzulegen statt eine Gesamtpla-

nung. «Das verletzt die Regeln der guten Nachbarschaft. Wir erleben mit der Roche mittlerweile ähnlich grosse Probleme im Zusammenleben, wie wir sie bereits mit Novartis haben.» Die Abhängigkeit vom Pharmamulti habe eine kritische Grösse erreicht: «Wir sind mehr auf sie angewiesen als sie auf uns.»

Referendum als Drohkulisse

Das derzeitige Murren und Mäkeln könnte bald stärker werden. Geht das Parlament nicht auf die Forderungen ein, wird auch ein Referendum zum Thema. «Wir haben bewusst noch nicht darüber gesprochen, weil wir uns konstruktiv einbringen und nicht als Verhinderer dastehen wollen», sagt SP-Grossrätin Sarah Wyss. Und sollte man damit abblitzen? «Dann werden wir über ein Referendum diskutieren müssen», so BastA!-Co-Präsidentin Tonja Zürcher.

«Wir dürfen jetzt nicht den gleichen Fehler machen wie beim Novartis-Campus oder dem ersten Roche-Turm», mahnt Zürcher. Auch damals gingen die Bauvorhaben reibungslos über die Bühne. Das grosse Wehklagen setzte erst ein, als die Tatsachen bereits geschaffen waren.

tageswoche.ch/+fhhyh

×

Der geplante zweite Turm eckt an. FOTO: ZVG



Bahnverkehr

Vereinbarung für Doppelspur unterzeichnet

von Lucas Huber

Die Kantone Basel-Landschaft und Jura sowie die SBB und das Bundesamt für Verkehr unterzeichneten in Grellingen eine Vereinbarung, die das Bahnangebot zwischen Basel und Biel für die Jahre 2016 bis 2025 sowie nötige Infrastrukturmassnahmen zum Inhalt hat.

Peter Füglistaler, Direktor des Bundesamts für Verkehr BAV, bezeichnete die Vereinbarung als Bekenntnis zur Bahnlinie durch den Jura und das Laufental. Der jurassische Regierungsrat Philippe Receveur bezeichnete die Bahnlinie zwischen Basel und Genf respektive Lausanne als «essenziell für den Kanton Jura».

Im Zentrum der Vereinbarung steht der Doppelspurausbau des rund vier Kilometer langen Bahntrassees zwischen Duggingen und dem Chessiloch bei Grellingen. Grund dafür ist die Grossbaustelle auf der Bahnstrecke zwischen Lausanne und Renens, die bis 2025 Auswirkungen auf das gesamte schweizerische Netz hat und der die direkten Verbindungen von Basel ans Bassin Lémanique zum Opfer fallen. Das sei, stellte der Regionalkoordinator der SBB, Michel Berchtold fest, leider nicht zu verhindern.

Dieser Verschlechterung des Angebots soll mit einem zusätzlichen ganztägigen Schnellzug zwischen Basel und Biel begegnet werden, wofür wiederum der Doppelspurausbau unumgänglich ist. Im jetzigen Ausbauprogramm des Bundes, das bis 2025 gilt, figuriert dieser allerdings nicht.

2018 legt das BAV dem eidgenössischen Parlament das «Strategische Entwicklungsprogramm Bahninfrastruktur 2030», kurz Step 2030, vor. Darin findet sich der Doppelspurausbau im Laufental wieder. Bestätigen National- und Ständerat das Vorhaben, übernimmt der Kanton Basel-Stadt allenfalls eine Vorfinanzierung des Ausbaus, der geschätzte 140 Millionen Franken kosten soll.

Kein Stein bleibt auf dem anderen

Voraussetzung hierfür ist ein Beschluss des Landrats. Dem sollte zumindest politisch nichts im Wege stehen. So könnte bereits 2019 mit dem Ausbau begonnen werden, die Eröffnung der zweiten Spur erfolgte dann 2020, was Regierungsrätin Pegoraro als «äussert sportlich» betitelt. Die Projektierungsarbeiten für den Doppelspurausbau im Laufental, für die die Kantone Baselland, Basel-Stadt, Jura und Solothurn bereits 3,5 Millionen Franken eingesetzt haben, sind bereits im Gang.

Das Projekt ist letztlich Teil eines umfassenden Ausbaus der Bahninfrastruktur in der Region Basel, bei dem rund 1,2 Milliarden Franken investiert werden. «Im Raum Basel bleibt kein Stein auf dem anderen», so SBB-Regionalkoordinator Berchtold.

tageswoche.ch/+ugzyj

Kopf der Woche

Esther Roth

von Dominique Spirgi

Zuerst wurden Kulturgelder gestrichen, jetzt hat Regierungsrätin Monica Gschwind mit einiger Verspätung die Leitungsstelle der Abteilung Kulturelles neu besetzt – mit Kulturmanagerin Esther Roth. Auf die neue Abteilungsleiterin warten viele Auf- und Abräumarbeiten. Sie wird bis 2019 die Sparprogramme in der Kunst- und Kulturförderung durchsetzen müssen. Ein bisschen mehr Zeit bleibt ihr bei der Förderung der Zentrumskultur in der Stadt Basel. Die Unterstützung von Rock- und Popmusik ist einer der Schwerpunkte in der aktuellen Tätigkeit der 1980 geborenen Kulturmanagerin.

tageswoche.ch/+ud6nc

Gesehen von Tom Künzli

Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

von Matthias Oppliger

Das Sommercasino (Soca) stellt ab Januar 2016 neun Monate lang seinen Veranstaltungsbetrieb ein. Die Schliessung bringe es mit sich, dass «ein grosser Teil der bisherigen Angestellten ihre Beschäftigung verliert», teilte Sabrina Tschachtli, Präsidentin des neuen Trägervereins Junge Kultur Basel (JKB), mit: «Wir wollen dem Sommercasino ein neues Gesicht geben.»

Die scheidenden langjährigen Betreiber von Jugendarbeit Basel (JuAr) äussern sich nicht zu dem Entscheid, feiern ihren Auszug aus dem Soca aber mit zwei Abschiedsanlässen am 4. und am 19. Dezember.

tageswoche.ch/+e2ph8

ANZEIGE

Kurz innehalten: Weihnachtszeit auf dem Adventsbänkli.

FOTO: MICHEL SCHULTHEISS

Adventskalender

Neue Türchen in der Stadt

von Michel Schultheiss

Was mag sich wohl hinter diesem Türchen verbergen? Für Kinder ist ein Adventskalender Tag für Tag ein spannendes Ereignis. Sein Prinzip funktioniert aber genauso gut bei Erwachsenen, wie sich anhand zweier Neuheiten in der Stadt zeigt.

Eine davon steht in der Basler Innenstadt auf dem Andreasplatz: das Adventsbänkli. Die überdachte Hörstation bietet Platz für drei Personen. Man lauscht dort jeden Tag einer anderen Stimme, die einem via Telefonhörer erzählt, was Weihnachten für sie bedeutet. Insgesamt sind 24 Menschen aus der Region zu hören. Ein zusätzlicher Hörer ist für die Kleinen bestimmt. Er erzählt Weihnachtsgeschichten.

Die Idee für diese vorweihnachtliche Installation mit den Telefonhörern stammt vom Atelier Degen+Meili. Das Historikerduo Jennifer Degen und Lukas Meili konzipiert Ausstellungen und widmet sich der Erinnerungspflege.

Wie es sich für einen Adventskalender gehört, wird noch nicht verraten, wessen Stimmen zu hören sein werden. Nur so viel: Promis sind kaum dabei. «Es geht darum, das Spezielle im Normalen zu entdecken», sagt Degen. Deswegen sollen Alter, Her-

kunft und Beruf der Erzähler möglichst verschieden sein. Manche von ihnen feiern Weihnachten, andere nehmen eher eine Beobachterrolle ein. So kommen etwa auch Leute mit jüdischem und muslimischem Hintergrund zu Wort.

Für die Adventsbänkli-Organisatoren ist der Andreasplatz der ideale Ort: «Er ist zwar mitten in der Stadt und gleichzeitig doch etwas abseits; ideal, um kurz im Weihnachtsstress innezuhalten», sagt Meili.

Quartierkalender im St. Johann

Ebenfalls Premiere feiert der Quartier-Adventskalender im St. Johann. Ob Jazz im Café, Kindertheater, Schlangensbrot vom Feuer oder ein Rockkonzert: Jeden Tag gibts im Santihans eine andere Aktivität. Dabei handelt es sich um ein gemeinsames Projekt der Bildungslandschaft St. Johann/Volta, des Jugendtreffs Badhuesli und des Quartiertreffpunkts LoLa.

Damit jeden Tag eine andere Ecke des Quartiers zum Zug kommt, wurden sowohl das Gewerbe wie auch Institutionen aus dem sozialen Bereich angeschrieben. «Daher ist es ein totales Gemisch – von Spitex zum Velohändler, Fitnesscenter und Kindertreff ist alles Mögliche dabei», sagt Leonie Schüssler, Projektleiterin bei der Bildungslandschaft. «So möchten wir die Vielfalt im Quartier sichtbar machen.»

tageswoche.ch/+00fxx

x

Die «Türchen» des Adventsbänkli öffnen Sie auf dem Andreasplatz täglich von 8 bis 22 Uhr oder auf adventsbaenkli.ch, die Fenster des St.-Johann-Kalenders auf bildungslandschaften-basel.ch.

Swiss Life Impulse



SwissLife

Schweizer Familie sucht



Für ein Kadermitglied und seine 4 köpfige Familie suchen wir

ein Stadtdhaus in Basel, Nähe Kindergarten und Schule.

Budget bis zu CHF 6 Mio. auch Umbau oder Renovation erwünscht.



Benedikt Miltner

Immobilienberater
Generalagentur Basel
Aeschenvorstadt 67
4051 Basel

Tél. 061 227 88 49

www.immopulse.ch

Tianjin

«Halt mir den Himmel frei»: Während Chinas Staatschef Xi Jinping in Paris übers Wetter plaudert, versinkt der Norden seines Landes im Smog. Es gilt Alarmstufe Orange. Um da noch atmen zu können, braucht es wahre Superkräfte.

STRINGER/REUTERS

**Peking**

Am trübsten ist die Sicht in Chinas Hauptstadt. Der Grenzwert der WHO für Feinstaubbelastung wurde um das 25-Fache überschritten. Ein Grund dafür ist der Verkehr. Lange wollte die Stadtverwaltung dieses Problem nicht einsehen – und liess vorerst alles weiterfahren.

STRINGER/REUTERS

**Peking**

Der giftige Feinstaub geht direkt ins Blut und in die Lungen. Klug, wer sich schützt. Noch klüger, wer gleich zu Hause bleibt.

DAMIR SAGOLJ/
REUTERS

Peking

Um sich etwas Luft zu verschaffen, wurden Tausende Fabriken geschlossen und Flüge gestrichen. Trotzdem: Selbst beim Anblick des Nationalstadions rückt vorerst jeder Gedanke an Sport in den Hintergrund.

CHINA DAILY/
REUTERS



Peking

In den Strassen ist die Stimmung gedückt. Ist das jetzt der Weltuntergang? Unterdessen wirbt Chinas Staatschef in Paris für «Taten», um Treibhausgas-Emissionen zu begrenzen. Möge er sie folgen lassen.

KIM KYUNG-HOON/
REUTERS



Neun von zehn Franken werden von privaten Banken in Umlauf gebracht – per Knopfdruck und aus dem Nichts. Das birgt Risiken. Die Vollgeld-Initiative will das ändern.

Finanzblasen die Luft ablassen

von Stefan Michel

Angenommen, Sie bräuchten einen grösseren Geldbetrag, vielleicht, weil Sie ein Haus kaufen wollen. Nun stellen Sie sich vor, ein Unbekannter würde Ihnen das Geld vorschliessen. Nicht, indem er es Ihnen in einem Koffer übergibt. Er schreibt einfach den Betrag auf ein Papier, zusammen mit dem Vermerk, der Besitzer dieses Papiers könne den Barbetrag jederzeit bei ihm abholen. Das wirkt wenig vertrauenswürdig, nicht?

Und was würden Sie davon halten, wenn Sie erfahren, dass Ihr Geldgeber ein passionierter Glücksspieler ist, der regelmässig riskante Wetten eingeht? Nun, so ähnlich funktioniert die Kreditvergabe der Bank, bei der Sie tatsächlich den Hypothekarkredit für Ihr Wohneigentum aufnehmen.

Wenn die Bank Sie für kreditwürdig hält, dann schreibt sie Ihnen den vereinbarten Betrag auf Ihrem Konto gut. Sie braucht dazu weder darauf zu warten, dass in der gleichen Höhe neue Ersparnisse bei ihr hinterlegt werden, noch dass genügend andere Schuldner ihren Kredit zu dem Zeitpunkt zurückzahlen oder Zinsen in der Höhe Ihres Darlehens entrichten. Elektronisches Buchgeld können die Banken nach eigenem Gutdünken in die Welt setzen.

Ein Kredit über eine Million Franken bedeutet: Die Bank setzt auf Ihrem Konto die Zahl 1000000 ein. Fertig. Das Geld wird nirgends hergeholt oder abgebucht. Es entsteht per Knopfdruck. Der Kreditnehmer kann mit dieser Zahl sein neues Heim bezahlen.

Banken schöpfen also Geld, indem sie Kredite gewähren, und sie tun es solange und in dem Umfang, wie sie glauben, dass ihre Schuldner ihre Zinsen dafür entrichten und den Kredit im vereinbarten Zeitraum zurückzahlen. 90 Prozent der gesamten Geldmenge, die sich in der Schweiz im Umlauf befindet, ist elektronisches Buchgeld.

Die Schweizerische Nationalbank kontrolliert nur zehn Prozent des Frankens, der Rest sind Zahlenwerte auf Konti.

Die Schweizerische Nationalbank, der gemäss Artikel 99 der Bundesverfassung als Vertreterin des Bundes alleine das Recht zusteht, Münzen und Banknoten auszugeben, kontrolliert nur das Bargeld und damit gerade mal zehn Prozent der kursierenden Schweizer Franken. Der Rest sind Zahlenwerte auf Bankkonti.

Die zwei Seiten des Frankens

Mathias Binswanger, Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz und Privatdozent an der Universität St. Gallen, bringt es im Titel seines Buches auf den Punkt: «Geld aus dem Nichts – Wie Banken Wachstum ermöglichen und Krisen verursachen».

Das sind die zwei Seiten des Frankens, wie er heute im Umlauf ist: Er machte den Wohlstand erst möglich, den wir heute haben, denn ohne Kredit von der Bank hätte den Unternehmen das Geld gefehlt, um zu expandieren, Arbeitsplätze zu schaffen, Steuern zu zahlen.

Die Kehrseite ist die Tendenz der Banken, in der Boom-Phase zu viele Kredite zu vergeben und in der Krise den Geldhahn zuzudrehen und diese damit zu verschärfen. Spekulationsblasen wie jene im US-amerikanischen Immobilienmarkt werden umso grösser, je mehr Geld von den Banken zur Verfügung gestellt wird.

Den Ursprung dieses Systems ortet Binswanger in England im 17. Jahrhundert. Damals begannen findige Geschäftsleute, zuerst Edelmetall durch Schuldscheine und schliesslich Banknoten zu ersetzen. Nächste Stufe war, dass sie Geld verliehen, welches sie gar nicht besaßen. Solange sie genügend Kunden hatten und Geld ständig ein- und ausging, gerieten sie nie in Zahlungsnot. Erst wenn alle, die Geld zugute hatten, dieses gleichzeitig beziehen wollten, hatten sie ein Problem.

Das Gleiche passiert heute in Ländern, in denen die Währung abstürzt, oder bei Banken, bei denen die Spareinlagen nicht mehr als sicher gelten: Die Menschen strömen in Scharen an die Schalter und verlangen die Auszahlung ihrer Ersparnisse. Die Bank hat aber längst ein Mehrfaches dessen, was sie an Spareinlagen verwaltet, an andere ausgeliehen und kann nicht bezahlen. Der «Bank Run» ist der Albtraum



Für ein neues Geldsystem: Helvetia und Tell unterschreiben auf dem Bundesplatz die Vollgeld-Initiative.

FOTO: KEYSTONE

jedes Geldhauses. Entweder geht es dabei bankrott oder der Staat greift ein, übernimmt die Schulden der Bank und vertröstet die Sparer auf später.

«Seit 400 Jahren kommt es immer wieder zu Finanzkrisen, weil Banken einen Hang zum Exzess haben», erklärt Binswanger im Gespräch. Um die Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert wurden Zentralbanken wie die Schweizerische Nationalbank geschaffen, um den Prozess der Papiergeldschöpfung zu kontrollieren. Doch schon bald fanden die Banken einen Weg darum herum. Schecks und Bezahlung durch direkte Überweisung von Bankkonto zu Bankkonto waren die Mittel dazu. Bezeichnenderweise bezahlen die Banken untereinander immer mit echtem Geld oder indem sie einander Teile ihrer Nationalbankreserven überschreiben. So gross ist das Vertrauen der Banken in ihr eigenes System.

Krisensicheres Geld

Am 1. Dezember übergab eine Gruppe gesetzter Herren vom Verein Monetäre Modernisierung (MoMo) der Bundeskanzlei 111819 beglaubigte Unterschriften für die Vollgeld-Initiative. Ihr oberstes Ziel: das Finanzsystem sicherer zu machen.

Reinhold Harringer ist Vorstandsmitglied und Pressesprecher. Er hat an der Universität St. Gallen seinen Doktor der Ökonomie gemacht und leitete während 22 Jahren das Finanzamt der Stadt St. Gallen. Er stellt klar: «Wir wollen einen Zustand, von dem die meisten Leute meinen, dass er schon existiere: Das gesamte Geld soll, wie jetzt die Noten oder Münzen, von der Natio-

nalbank hergestellt werden. Banken sollen nur Geld verleihen, das sie von Sparern, den Aktionären oder von der Nationalbank zur Verfügung gestellt bekommen.»

Vollgeld heisst das Zahlungsmittel, das im Gegensatz zum heute dominierenden Buchgeld der Banken ausschliesslich durch die Nationalbank in Umlauf gebracht wird.

Die Initianten sind nicht gegen den Kapitalismus. Sie wollen nur, dass die Nationalbank alleinige Herrin über das Geld in der Schweiz ist.

«Die Idee ist radikal, aber nicht offensichtlich absurd», urteilt Urs Birchler, Professor für Banking an der Universität Zürich. Er spielt darauf an, dass die Idee des Vollgelds während der Weltwirtschaftskrise in den Dreissigerjahren von angesehenen Ökonomen propagiert wurde.

Auch im Komitee der Vollgeld-Initiative engagieren sich keine jugendlichen Idealisten à la Occupy Wallstreet, sondern Uni-Professoren der Ökonomie und des Rechts, die meisten in der zweiten Hälfte ihrer Karriere. Sie üben keine Fundamentalkritik am Kapitalismus, sie wollen lediglich, dass die Nationalbank wieder alleinige Herrin über das Geld in der Schweiz wird.

Für die Banken würde dies bedeuten, dass sie nur noch Geld ausleihen können, das bei ihnen als Spareinlage deponiert wurde, das sie als Eigenkapital besitzen oder von ihren Aktionären zur Verfügung gestellt bekommen. Zusätzlich können sie Darlehen von der Nationalbank erhalten und so zusätzliche Kredite vergeben.

Riskantes Investment Banking und Spekulation mit Milliarden-Beträgen am Finanzmarkt würden massiv eingeschränkt. Der Gewinn aus dem Geschäft mit neu geschöpftem Geld bliebe beim Bund. Heute streichen ihn die Banken ein, indem sie Schuldzinsen verlangen – für die Kredite, die sie im Prinzip aus der Luft greifen.

In den Worten der Wirtschaftswissenschaften klingt das Geschäft der Banken weniger brisant. Professor Urs Birchler erklärt: «Die Bank nimmt Spareinlagen entgegen und legt diese langfristig und zinstragend an. Sie verspricht den Sparern, dass sie ihr Geld jederzeit zurückerhalten, wenn sie dies wünschen. Das geht nur, wenn nicht alle gleichzeitig ihr Geld zurück haben wollen.»

Indem die Bank Kredite gegen Zinsen vergibt, kann sie den Sparern Zinsen zahlen. Die Differenz zwischen den Soll- und Habenzinsen minus der Kosten für Geldaufbewahrung und Kreditvergabe ist der Gewinn der Bank. Fristentransformation heisst dieses Austarieren zwischen langfristigen Anlagen und jederzeit fälligen Einlagen. Für Birchler steht fest: «Ohne die Möglichkeit zur Fristentransformation ist eine Bank keine Bank mehr.» Er vermutet, dass die Kreditvergabe dann in anderen Unternehmen stattfände. «Das ist ein Ein-

griff, der die Volkswirtschaft wahrscheinlich etwas kosten würde.»

Dass das Vollgeld-System die Wirtschaft mit einer Knappheit an Krediten belastet, lässt Initiativsprecher Harringer nicht gelten: «Gemäss unserem Verfassungsentwurf gewährleistet die Nationalbank die Versorgung der Wirtschaft mit Krediten durch die Banken. Falls nötig, kann sie die Vergabe von Krediten an KMU mit besonderen Bedingungen fördern.»

Die Vollgeld-Initianten wollen die Geldversorgung in den Dienst der Realwirtschaft stellen. Das heisst, dass vor allem jenen Kredite gewährt werden, die tatsächlich Güter und Dienstleistungen bereitstellen und Arbeitsplätze schaffen.

Immer wieder zieht die Finanzwirtschaft die Realwirtschaft mit in die Tiefe – weil Buchgeld sich so schnell in Luft auflöst, wie es entsteht.

Das Gegenstück zur Realwirtschaft ist die Finanzwirtschaft, in der zum grossen Teil durch Wertpapierhandel und Spekulation aller Art aus Geld noch mehr Geld gemacht wird. Immer wieder werden Geldwerte vernichtet, wie in der letzten Finanzkrise – wie in unzähligen Finanzkrisen seit Hunderten von Jahren. Üblicherweise zieht die Finanzwirtschaft die Realwirtschaft mit in die Tiefe; nicht zuletzt, weil sich Buchgeld so schnell in Luft auflösen kann, wie es entstanden ist.

Geld solle möglichst schuldfrei auf die Welt kommen, ist eine weitere Forderung der Vollgeld-Initiative. Heute ist neues Geld fast immer an eine Schuld gebunden, die jemand mit Zins zurückzahlen muss. Das erzeugt Wachstumsdruck und verstärkt das kurzfristige Renditedenken. Eine wachsende Wirtschaft (diese lehnen die Initianten nicht grundsätzlich ab) braucht eine wachsende Geldmenge. Würde nur das Geld als Kredit vergeben, das andere gespart haben, dann bliebe die Geldmenge konstant.

Wer bedient die Notenpresse?

Die Vollgeld-Initiative will Wachstum ermöglichen, indem von der Nationalbank neu geschaffenes Geld primär direkt an Bund und Kantone ausbezahlt würde – als direkter Beitrag an die Staatskasse und ohne Rückzahlungspflicht. Je nach Situation könnten die neugeschöpften Mittel auch direkt an jeden einzelnen Bürger überwiesen werden. Das zusätzliche Geld gelangt in den Kreislauf, es wird entweder ausgegeben und sorgt so für Umsatz, oder es kommt aufs Sparkonto, womit es als Grundlage für neue Kredite zur Verfügung steht.

«Wenn das so umgesetzt würde, dann wäre die Schweizer Währung über kurz

oder lang in ihrer Existenz gefährdet», ist Birchler überzeugt. Für ihn entspricht das bedingungslose Geldverteilen dem Fällen des Apfelbaums, statt dass man jedes Jahr dessen Äpfel erntet. «Der Druck auf die Nationalbank würde riesig. Sie müsste dann Geld schaffen, wenn Bund, Kantone oder Bürger dieses brauchen, und nicht dann, wenn die wirtschaftliche Entwicklung eine wachsende Geldmenge nötig macht.» Dem Staat direkten Zugriff auf die Geldmenge zu geben, hält er für gefährlich. «Darum sind in jedem seriös regierten Land die Staatsfinanzen und die Geldschöpfung strikt getrennt.»

Die Vollgeld-Verfechter sehen genau in der Geldschöpfung durch gewinnorientierte, auf ihren Aktienkurs fokussierte Privatbanken die grosse Gefahr. Zum Zugriff der Politik auf die Geldmenge entgegnet Harringer: «Es ist Sache des Gesetzgebers, hier die richtigen Vorkehrungen zu treffen. Die Nationalbank legt die Geldpolitik fest, und der Staat muss mit dem zufrieden sein, was er bekommt.»

Im Vollgeld-System würde die Nationalbank wieder alleine darüber bestimmen, wie gross die Geldmenge der Schweiz ist. Ein unabhängiges Gremium würde diese Entscheidung fällen. Dies kritisiert auch Mathias Binswanger: «Was sich die Initianten zu wenig überlegt haben, ist, aufgrund welcher Kriterien die Nationalbank entscheiden soll, um wie viel sich die Geldmenge von einem Jahr aufs nächste verändern soll.»

Im heutigen System bestimmt weitgehend die Nachfrage nach Krediten, um wie viel die Geldmenge wächst. Binswanger verdeutlicht: «Die Initianten sagen, die Nationalbank soll über die Geldmengensteuerung Spekulation verhindern, Inflation verhindern und für eine nachhaltige Entwicklung sorgen. Konkret muss sie aber entscheiden, ob sie zwei oder drei Prozent Wachstum der Geldmenge zulässt.»

Harringer hält dagegen: «Die Nationalbank muss nicht Anfang Jahr eine fixe Grösse an Neugeld festlegen. Die Feinsteuerung der Geldmenge kann sie vornehmen, indem sie verzinliche Darlehen an die Banken gewährt, womit diese weiterhin am Geldschöpfungsprozess beteiligt sind.

Urs Birchler ortet in der Geldmengensteuerung eine weitere Schwäche der Initiative: «Normalerweise erhöht die Nationalbank die Geldmenge, indem sie Dollars, Euro, Gold oder was auch immer kauft und somit Franken in Umlauf bringt. Wenn sie die Geldmenge verringern will, verkauft sie die Dollars, Euro etc. wieder. Wie aber kann die Geldmenge im Vollgeld-System verringert werden?»

Auch hier hat Reinhold Harringer eine Antwort parat: «Wenn die Nationalbank zur Erhöhung der Geldmenge Darlehen an die Banken gewährt, kann sie diese auch zurückziehen oder die dafür erhaltenen Sicherheiten wie zum Beispiel Wertpapie-

re verkaufen und damit die Geldmenge verkleinern.»

Der Gewinn aus der Geldschöpfung würde im Vollgeld-System nicht mehr bei den privaten Banken anfallen, sondern bei der Nationalbank. Diese gibt sie an Bund, Kantone oder auch direkt an sämtliche Bürgerinnen und Bürger weiter. Den ergiebigsten Geldregen würde die Umstellung auf Vollgeld mit sich bringen: Am Tag des Systemwechsels verwandelt sich das Geld, das die Banken ihren Kunden schulden – also das Geld, das diese auf ihren Bankkonten haben – in eine Verpflichtung der Banken gegenüber der Nationalbank.

Ein verlockendes Angebot

Diese Schuld begleichen die privaten Geldhäuser schrittweise aus den Kreditrückzahlungen ihrer Schuldner. So wird das von den Banken geschöpfte Geld durch Buchgeld von der Nationalbank ersetzt. Am Kontostand der Kunden ändert sich nichts. Es ist bloss nicht mehr die private Bank, die garantiert, dass das Geld auf dem Konto jederzeit ausgezahlt werden kann, sondern die Nationalbank.

Als Folge der Umstellung flössen gemäss Website der Vollgeld-Initiative einmalig und über mehrere Jahre verteilt rund 300 Milliarden Franken in die Staatskasse. Das ist mehr als die aktuelle Gesamtschuld des Bundes (etwa 222 Milliarden) und die Bundesausgaben eines Jahres (etwa 64 Milliarden) zusammen. Den jährlich wiederkehrenden Geldschöpfungsgewinn zugunsten der Allgemeinheit schätzen die Initianten auf drei bis fünf Milliarden.

Nach der Umstellung flössen gemäss Initianten einmalig und über mehrere Jahre verteilt rund 300 Milliarden in die Staatskasse.

Es ist ein verlockendes Angebot, das die Vollgeld-Initiative den Schweizer Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern macht. Auch Kritiker wie Urs Birchler räumen ein, dass Finanzkrisen im Vollgeld-System weniger wahrscheinlich sind. «Der Eingriff in das Kreditgeschäft würde die Schweizer Wirtschaft etwas kosten. Dies muss man aufrechnen gegen die Finanzkrisen, die man möglicherweise vermeidet. Meiner Meinung nach ist die Wirtschaftswissenschaft nicht in der Lage, verlässlich vorzusagen, ob Kosten oder Nutzen überwiegen.»

Letztlich scheiden sich die Geister an der Frage, wer eher für das Wohl des Landes sorgen könne: Vater Staat oder gewinnorientierte private Unternehmen. tageswoche.ch/+mmc2m ✕

Was Pestalozzi für die Schule ist der Marquis de Condorcet für die Demokratie: Er brachte der Französischen Revolution Politik bei.

Der Erfinder der Volksinitiative

von Andreas Gross

Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de Condorcet (1743–1794), gilt als erster politischer Denker der Französischen Revolution. Er war der jüngste der insgesamt 140 «Enzyklopädisten» und Universallehrten, die Mitte des 18. Jahrhunderts in 17 Bänden die Früchte der Aufklärung zu Papier brachten.

1743 im Norden von Frankreich geboren, ging Condorcet in Reims auf eine Jesuiten-Schule und entpuppte sich sehr jung als Mathematik-Genie. Der berühmte Enzyklopädist und Mathematiker d'Alembert nahm ihn unter seine Fittiche. Condorcet entwickelte seine ersten mathematischen Kalküle und Theorien, von denen das nach ihm benannte Auswahl-Paradox bis heute bekannt ist. Bereits 1769 liess ihn sein von Voltaire gepriesenes Talent Sekretär der Wissenschafts-Akademie werden, 13 Jahre später, noch keine vierzig, wurde er gar zum Sekretär der Académie Française.

Aufklärer versuchten nie, nur ihr Hauptgebiet zu durchdringen, sondern hegten die Vorstellung «einer heilsamen Kraft des Wissens für die (bessere) Ordnung der menschlichen Gesellschaft» (Schulz). Darum waren Aufklärer auch politisch engagiert.

Eine Verfassung ohne Monarchie

Condorcet schrieb vor allem viele Briefe, Artikel und kleine Schriften beispielsweise für die Abschaffung der Sklaverei, für die Gleichberechtigung der Protestanten, Juden und später auch der Frauen und Schwarzen. Er rezipierte voller Begeisterung den Kampf um die amerikanische Unabhängigkeit und kommentierte begeistert deren Verfassungsgebung, was ihm den Zugang zu Benjamin Franklin, Tom Paine (von dem im Rahmen dieser Serie auch schon die Rede war) und Thomas Jefferson eröffnete.

Mit dem Beginn der Französischen Revolution widmete er sich ganz der Politik und wollte «dem Fortschritt» auch gesellschaftlich zum Durchbruch verhelfen. Bereits 1790 gründete Condorcet mit Sieyes die Société de 1789, deren Zeitschrift zu einem der wichtigsten Organe der Revolutionszeit werden sollte. Im zweiten Anlauf wählten die Pariser Condorcet im Februar 1791 auch in die Nationalversammlung.

Nach der Absetzung des Königs im August 1792 wurde zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung ohne Monarchie ein «National-Konvent» gewählt, dem auch Condorcet angehörte. Am 21. September



Andreas Gross ist Politikwissenschaftler und Mitglied der Parlamentarischen Versammlung im Europarat.
tageswoche.ch/themen/Andi_Gross

1792 beschloss der Konvent in Anlehnung an den neuen, von der amerikanischen Revolution gesetzten republikanischen Standard, dass in Zukunft keine andere Verfassung gelten soll als jene, die «durch das Volk angenommen» wurde, das heisst durch die Mehrheit der «Männer, die mehr als 25 Jahre alt waren, seit einem Jahr in Frankreich festen Wohnsitz hatten und vom Ertrag ihrer Arbeit lebten». Das «Verfassungsreferendum» hatte Europa erreicht.

Im Verfassungsentwurf schrieb Condorcet: «Die Republik hat aktive und sich persönlich engagierende Bürger zur Voraussetzung.»

Im Oktober 1792 setzte der Konvent ein neunköpfiges Verfassungskomitee ein und ernannte Condorcet zu dessen Berichterstatter. Diesem Komitee oblag die Pionieraufgabe, erstmals in der Welt eine Verfassung für einen flächenmässig grossen und relativ bevölkerungsreichen Staat zu entwerfen – ohne wie die USA diese Schwierigkeit durch eine Bundesstaatlichkeit mit zwei Ebenen der Demokratie überwinden zu können. Denn die französische Republik, so hatte der Konvent beschlossen, hatte «eins und unteilbar» zu sein.

Jetzt musste Condorcet ganz praktisch die Antwort auf die Frage liefern, die ihn

seit Jahren umtrieb und die er so formuliert hatte: «Wie müssen die institutionellen Bedingungen beschaffen sein, damit demokratische Mehrheitsentscheidungen tatsächlich dem Interesse der Allgemeinheit entsprechen und die Menschenrechte als Grundlage der Entscheidung berücksichtigt werden?»

Aufgeklärte Urteilsfähigkeit

Condorcet beantwortete diese seine Frage, indem er die Gesetzgebung nicht einfach der Nationalversammlung, dem Parlament, überliess, sondern die Bürger – wenn es ganz nach ihm gegangen wäre auch die Bürgerinnen – in diesen Prozess miteinbezog. Damit sollten die Bürger auch den Zugang zum Staat finden, jene Identifikation aufbauen können, die der «grosse Staat» nicht wie der «Kleinstaat» oder die «kleine Gemeinschaft» einfach mit sich bringen kann. So formulierte Condorcet in Artikel 30 seines Verfassungsentwurfs: «Die Republik hat aktive und sich persönlich engagierende Bürger zur Voraussetzung.»

In über das ganze Land verbreiteten sogenannten Primärversammlungen setzten sich Parlamentarier und Bürger miteinander über die Gesetze auseinander; 50 Bürger hatten in diesen Versammlungen auch das Recht, Vorschläge für Gesetzesänderungen zu verfassen, mit denen sich zuletzt auch die Nationalversammlung befassen muss.

Damit war das Initiativrecht, der progressive Teil der direkten Demokratie, geboren. Jedoch nicht mit der Absicht der individuellen Selbstbestimmung, sondern zur Gewährleistung eines diskursiven Raumes, welcher die Voraussetzung für zwei Leistungen schuf, die bis heute mehr als aktuelle Ansprüche sind: Einerseits sollten die Repräsentanten wissen, wen sie wie zu vertreten haben, und andererseits sollte so das Vernunftpotenzial der Bürger freigelegt und deren aufgeklärte Urteilsfähigkeit ermöglicht werden.

Zwar fiel Condorcets Entwurf dem Machtkampf mit den radikaleren Jakobinern zum Opfer und wurde vom Konvent nicht einmal ernsthaft diskutiert. Doch er blieb eine revolutionäre Pionierleistung, schuf einen direktdemokratischen Grundstein und diente vielen Radikaldemokraten aller Welt in den kommenden Jahrzehnten als wegweisende Inspirationsquelle.

tageswoche.ch/+jccpr

×

Aller Augen sind auf Paris gerichtet. Es bestehe Hoffnung auf ein Schlusssdokument, sagen Kommentatoren. Aber auch, dass wir uns keine Illusionen machen sollten.

Nur ein Schritt auf einem weiten Weg

von Georg Kreis

Die Hoffnung gilt der Erwartung, dass die Repräsentanten der rund 190 Nationalstaaten mit den Massnahmen zur Reduktion des Zuwachses von Kohlendioxid (CO₂) nun Ernst machen. Und die Illusionslosigkeit heisst uns, skeptisch zu bleiben gegenüber dem, was konkret unternommen wird, wenn der Gipfel vorbei ist und die Kameras abgebaut sind.

Der Grossanlass kommt mit verschiedenen Bildern in unsere Stuben. Zum einen sind es die üblichen Gruppenbilder mit den Staats- und Regierungspersonen sowie die Spezialbilder mit den Tête-à-Têtes.

Dann auch die eindrucklichen Bilder zu der genial inszenierten Trotzreaktion auf das Demonstrationsverbot in Paris, Bilder mit den vielen Schuhen der nicht zugelassenen Demonstranten auf der Place de la République: Schuhe zu jedem Lebensalter und Lebensstil zu Hunderten aufgereiht. Es sollen sich auch Schuhe des Papstes und des UN-Generalsekretärs darunter befinden haben. Diese Aktion darf ruhig die Frage aufwerfen, wo denn unsere Schuhe sind.

Die erste und die letzte Generation

Eine andere Frage ist: Wie sind diese Schuhe da hingekommen und derart ordentlich aufgereiht worden? Die Medien schweigen sich darüber aus, es dürfte aber die Organisation Avaaz dahinterstecken. Schon mal von ihr gehört? Vielen dürfte sie total unbekannt sein, obwohl sie über 40 Millionen Mitglieder in 194 Ländern hat. Ihren Namen hat diese 2007 in New York gegründete Bewegung aus dem Persischen bezogen, er bedeutet Stimme oder Klang.

Die Sozialwissenschaften haben schon früher den Terminus «voice» eingeführt, um auszudrücken, ob eine Gruppe ihre

Stimme überhaupt erheben kann. Ob sie sich damit auch wirklich Gehör verschafft, ist nochmals eine andere Frage.

UN-Generalsekretär Ban Ki Moon erklärte in seiner wie immer spröden Eröffnungsrede, die Verantwortlichen hätten jetzt ein Rendez-vous mit der Geschichte («History is calling»). Aussagekräftiger ist ein anderer Slogan: «Wir sind die erste Generation, die die Folgen des Klimawandels spürt, und die letzte Generation, die etwas dagegen tun kann.» Dabei geht es vor allem um die Geschichte, die vor uns liegt. Die Geschichte, die in Sachen Klima- und allgemeinerem Umweltschutz hinter uns liegt, ist auf den ersten Blick wenig erbaulich.

Die Welt muss nicht in 14 Tagen gerettet werden. Die Weltrettung hat vor Paris eingesetzt und muss danach weitergehen.

Die Pariser Conference of the Parties (COP) ist bereits die 21. derartige Zusammenkunft. Die früheste kollektive Sensibilisierung trat im Lauf der 1970er-Jahre ein. 1979 wurde die erste Klimakonferenz in Genf einberufen, ein Privattreffen von Wissenschaftlern. Die erste UN-Konferenz (COP1) trat 1995 in Berlin zusammen.

Weitere wichtige Stationen waren: die Umweltkonferenz von Rio de Janeiro 1992, an der die Klimarahmenkonvention ins Leben gerufen wurde; sodann Kyoto 1997 mit der Festlegung eines verbindlichen Klimaabkommens unter den Industrieländern. Dieses Abkommen trat allerdings

erst 2005 nach der Ratifizierung in Kraft; es hatte immerhin zur Folge, dass die Industriestaaten (ohne die USA) in einer ersten Verpflichtungsperiode verbindlich in Aussicht stellten, die Emissionen der wichtigsten Treibhausgase zu senken.

Nicht jedes Treffen war ein Erfolg. Kopenhagen 2009 ging als Misserfolg in die Geschichte ein. Die Konferenz hinterliess gerade mal einen unverbindlichen Minimalakkord, an dem man anknüpfen und mit dem man weiterarbeiten konnte. Die Treffen vor Paris leisteten offenbar unvermeidliche Vorarbeiten, die jetzt weitergeführt werden. Man wird dem Prozess nicht gerecht, wenn nun gesagt wird, dass in 14 Tagen die Welt gerettet werden müsse. Die Weltrettung hat lange zuvor eingesetzt und muss auch nachher weitergehen.

Die Vorbereitungen zu Paris haben vor fünf Jahren unter der Leitung von Christina Figueres eingesetzt, der costa-ricanischen Generalsekretärin der UN-Klimakonvention. Was jetzt auf dem Messegelände von Le Bourget abläuft, ist bloss ein momentaner Finish auf einem langen Etappenweg. Hier treffen noch die unterschiedlichsten Akteure aufeinander und versuchen, das sich abzeichnende Ergebnis in ihrem Sinn zu beeinflussen: nicht nur die verschiedenen Staatsvertretungen, sondern auch die vielen NGOs und Industrielobbyisten.

Die Notwendigkeit von Massnahmen zum Klimaschutz ist eigentlich unbestritten. Diskussionen gibt es um die Frage, wie man sie sicherstellt – und finanziert. Damit verbunden ist die Frage, ob die notwendigen Impulse von unten (bottom-up) oder von oben (top-down) kommen müssen. Es erstaunt nicht, wenn Figueres erklärt, dass beides ebenso nötig sei wie auch eine Kombination der verschiedenen Motivationen.



Wo sind unsere Schuhe? Stiller Protest gegen das Demoverbot während der Konferenz auf der Place de la République.

FOTO: REUTERS

Während sich die Internet- und Strassenaktivisten kosmopolitisch als Weltbürgerinnen und -bürger engagieren, handeln die Staatsakteure gemäss ihren nationalen und die Vertreter der Wirtschaft gemäss ihren privaten Interessen. Dabei gilt es, sich vor Augen zu führen, dass die kurzfristig noch divergierenden Interessen schon mittelfristig die gleichen sein werden. Figueres: «Auf einem toten Planeten kann man keine Geschäfte machen.»

Gemeinsames Lernen der Staaten

Basisaktivisten haben nicht nur «voice», sie haben auch spürbar einsetzbare «consumer power». In der TagesWoche hat Stefan Boss eine über die Stufe der üblichen Massenpetitionen hinausgehende amerikanische Desinvestitionsbewegung vorgestellt. Mit der «Macht der Konsumenten» sorgt sie dafür, dass der Öl-, Kohle- und Erdgasindustrie die Investitionsgelder entzogen werden.

Ende November wurde bekannt, dass der weltgrösste Versicherungskonzern Allianz rund vier Milliarden Euro aus dem Investment in Kohlebergwerke und -kraftwerke abzieht. Einer der grössten und wichtigsten Geldgeber der Welt hat das Vertrauen in die Zukunftsfähigkeit der Kohle

verloren. Dieser Entscheid könnte seine Nachahmer finden.

Auf dem langen Weg nach Paris wurden neue, erfolgversprechende Methoden entwickelt. Anstelle der früher angestrebten Einheitsregelungen ist jetzt die Deklaration von nationalen Selbstverpflichtungen eingeführt worden. Es geht um freiwillige Beiträge (Intended Nationally Determined Contributions, INDC). Über 160 Länder haben solche Erklärungen abgegeben und beteiligen sich so an einem Prozess der wechselseitigen Überprüfbarkeit und des gemeinsamen Lernens. Die Schweiz hat bereits im Februar 2015 als erstes Land seine Verpflichtungserklärung deponiert.

Im Weiteren müssen die Gegensätze abgeschwächt werden, die es zwischen den alten Industrieländern und den aufstrebenden Ländern gibt: Nachdem die einen den grössten Teil der CO₂-Emissionen produziert haben, möchten sich die anderen nicht durch Rücksicht auf Klimafragen in ihrer Entwicklung einschränken lassen. Damit die Kosten von Klimaprojekten für Entwicklungsländer gesenkt werden können, soll nun in Paris das schon in Kopenhagen 2009 angedachte Finanzierungsinstrument eines Green Climate Fund (GCF) realisiert werden.

Mit seinem Buch «Ökologische Erinnerungsorte» (Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, 2014) regt der Herausgeber Frank Uekötter in Analogie zur traditionellen Erinnerungskultur, die sich auf Schlachten konzentriert, an, Umweltkatastrophen einen Platz im kollektiven Gedächtnis zu sichern. Diese haben Ortsnamen und Jahreszahlen: Seveso, Tschernobyl und Schweizerhalle, Fukushima; 1976, 1986, 2011. Es sind Katastrophen, die menschliches Handeln in verdichteter und ziemlich eindeutiger Weise als unzulänglich erfahrbar gemacht haben. In diesen Fällen mussten identifizierbare Verantwortliche Reparaturleistungen erbringen, und im besten Fall war die Welt nachher ein wenig besser als vorher.

Wie aber steht es mit der schleichenden Vergiftung von Böden, der fortschreitenden Verunreinigung der Meere, der steten Erwärmung des Klimas? Da gibt es weniger fassbare Orte und Jahre und individuelle Verantwortung. Doch es mahnen uns die Effekte des Klimawandels: die Sturmfluten, Hurrikane, Dürren, Überschwemmungen. Und hier sind wir darauf angewiesen, dass die anhaltenden internationalen Aushandlungsprozesse etwas erreichen.

tageswoche.ch/+vyws7

×

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

Nach dem verheerenden Erdbeben vom letzten April bauen Caritas Schweiz und Helvetas 34 Schulen wieder auf.

Neubauten mit Vorbildfunktion

von Peter Jaeggi

Vom einstigen grossen Schulhaus ist nur das eiserne Eingangstor stehen geblieben. Dahinter liegt ein einziger, riesiger Trümmerhaufen. Auf den Ziegelsteinen erkennt man vom Regen ausgewaschene Schulhefte. Wir sind in Gyalthum im Distrikt Sindhupalchok in Zentralnepal und stehen vor einem der 8000 eingestürzten Schulgebäude des Landes.

Die Erdbebenfolgen beeinträchtigen fast alle Bereiche des täglichen Lebens. So ist auch der Schulweg gefährlicher geworden. Herabfallende Felsbrocken und Steine auf erodierten Hängen bedrohen die Schüler, die manchmal bis zu vier und mehr Stunden täglich unterwegs sind. Eltern haben Angst, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Viele gehen deshalb nicht mehr hin.

Schon vor dem Beben besuchten 1,2 Millionen schulpflichtige Kinder nie den Unterricht. Denn in Nepal geniesst die Schule zwar theoretisch einen hohen Stellenwert, in der Praxis aber hat sie einen schlechten Ruf. «Nepal pflegt an seinen Volksschulen weitestgehend noch ein sehr traditionelles Bildungsmodell», sagt Anil Sapkota, der in Nepal die Nichtregierungs-

Nachsprechen und auswendig lernen: Nepals Volksschulen pflegen ein traditionelles Bildungsmodell.

FOTO: PETER JAEGGI



Ein Viertel lebt in Armut

Fast ein Viertel der 27,2 Millionen Nepalesen lebt unter der Armutsgrenze. Im ländlichen Nepal sind die hygienischen Bedingungen prekär. Gerade mal 20 Prozent der Haushalte verfügen über eine Latrine und nur etwa die Hälfte hat Zugang zu sauberem Trinkwasser. Jährlich sterben in Nepal rund 13 000 Kinder unter fünf Jahren an den Folgen von verschmutztem Trinkwasser und mangelnder Hygiene. Seit ein Friedensabkommen den blutigen Bürgerkrieg 2006 beendet hat, ist vieles besser geworden. 1995 lebten noch 42 Prozent der Bevölkerung in Armut. Der Weg in eine politisch und wirtschaftlich stabile Zukunft ist aber noch weit. Die Diskriminierung und Ausbeutung von Minderheiten, der unteren Kasten und Kastenlosen, von Frauen und Kindern ist immer noch weit verbreitet.

organisation Fair Education leitet. «Die Lehrperson steht vor der Klasse und doziert Texte. Die Kinder müssen sie nachsprechen und auswendig lernen. Oft ohne zu wissen, was dahintersteckt.»

Die Klassen sind häufig riesig. Marilyn Hoar, die bei Unicef Nepal das Bildungsdepartement leitet, berichtet von Lehrkräften, die teilweise mehr als 70 Schüler in einem Raum unterrichten. Bei diesem Frontalunterricht gibt es keine Gruppenarbeit, kein interaktives Lernen. Die Klassengrößen verunmöglichen individuelle Betreuung.

Dies hängt auch mit der mangelhaften Ausbildung des Lehrpersonals zusammen. Interaktiver Unterricht ist meist unbekannt. 90 Prozent des Lehrpersonals habe kaum eine Ahnung von Didaktik und Methodik, sagt Anil Sapkota. Er kritisiert auch den Lehrplan scharf. Musische Fächer zum Beispiel gebe es so gut wie nicht.

Wie zu Zeiten Pestalozzis

Dass es in sehr vielen Schulzimmern Nepals noch immer wie zu Pestalozzis Zeiten aussieht, hat auch viel mit der Schulhausarchitektur zu tun: dunkle, enge Klassenzimmer. So eng, dass die Lehrperson nicht jeden Schüler erreichen kann. Da stehen Schulbänke, auf denen sechs Schüler zusammengepfert sitzen. Eine altertümliche, fixe Wandtafel. Viel zu wenige Fenster und damit düsteres Licht – bei täglichen Stromausfällen von mehreren Stunden. Schlechte Durchlüftung der Räume. Keine Zimmer und Ecken, wo man sich zurückziehen und in Ruhe lesen könnte.

Draussen zu wenig Platz zum Spielen und mangelhaft gepflegte Toiletten – alles in allem so ziemlich das Gegenteil dessen, was eine lern- und kinderfreundliche Atmosphäre ausmacht.

Bringt das Erdbeben eine Wende? Caritas Schweiz plant im schwer zerstörten Distrikt Sindhupalchok für 9,1 Millionen Franken 34 neue und kinderfreundliche Schulhäuser, mitfinanziert auch von Helvetas und Glückskette. Neue Schulhäuser – bessere Schulen? Marilyn Hoar von Unicef: «Eine kinder- und lernfreundliche Architektur hat einen motivierenden Einfluss.»

Wenn die Schulräume Platz böten, die Klassen nicht zu gross seien und das Mobiliar beweglich, dann fördere dies moderne Unterrichtsformen. Die Bauarbeiten sollen im Januar beginnen. Allerdings drohen wegen der angespannten politischen Lage Verzögerungen.

Proteste gegen die neue Verfassung erschweren den Wiederaufbau. Seit Monaten blockieren Demonstranten die wichtigen Transportwege aus Indien. Nepal ist stark abhängig von seinem Nachbarn. So gibt es kaum mehr Treibstoff, auch Kochgas und andere wichtige Güter sind knapp geworden. Die Preise für Lebensmittel steigen, auch jene der für den Wiederaufbau benötigten Materialien (Eisen, Beton usw.).

Proteste erschweren den Wiederaufbau: Demonstranten blockieren die Transportwege aus Indien.

«In Nepal läuft im Baugewerbe wegen der gegenwärtigen Wirtschaftsblockade nichts mehr. Auch der Wiederaufbau für die 34 Schulen kann in den Bergen von Sindhupalchok nicht wie geplant durchgeführt werden. Dies aufgrund der erhöhten Preise für Baumaterialien, die sich mehr als verdoppelt haben, und der fehlenden Transportmittel», erklärt Peter Eppler, Leiter des Caritas-Nepal-Büros.

Falls die Krise nicht bis Ende Jahr gelöst werde, müsse man mit grösseren Verzögerungen rechnen. «Das Ausnützen der Zeit bis zum kommenden Juni wäre aber umso wichtiger, da wegen der einsetzenden Regenzeit die Bauarbeiten in den Bergen wiederum erschwert sein werden.» Wie lange die Blockaden und damit verbundene Unruhen noch dauern, ist ungewiss.

Vorbild für das ganze Land

Wenn die neuen Schulhäuser endlich gebaut werden können, wird die Erhöhung der Erdbebensicherheit ein wichtiges Ziel sein. Dafür sollen armierte Betongerüste sorgen. Die traditionelle Bauweise mit Ziegelsteinen und Lehmörtel ohne Versteifungen hielt dem Beben vom April nicht stand. Daneben werden die Caritas-Schulhäuser grosse, helle Räume haben mit genügend Fenstern und Türen. Pro Schüler sind 1,2 Quadratmeter Platz berechnet – noch vor Kurzem gestand der Staat jedem etwa die Hälfte zu – 0,7 Quadratmeter.

Lehrerzimmer, Bücher- und Aufenthaltsräume, im Haus integrierte Toiletten gehören ebenso dazu wie Spiel- und Pau-

senplätze. Khagendra Nepal, Direktor im nepalesischen Bildungsdepartement, sieht im Caritas-Schulhaus sogar einen Musterbau, der für den Wiederaufbau im ganzen Land als Vorbild dienen könne.

Die Schule ist das Dorfzentrum

Hoffnung macht in dieser schwierigen Situation die Bedeutung von Bildung in Nepal. Schule und Lehrer geniessen einen höheren Status als in der Schweiz. Peter Eppler sagt: «Die Schule ist das Zentrum eines Dorfes. Ein Lehrer hat in diesem Land, das stark nach Autoritäten ausgerichtet ist, eine wichtige Stellung.»

Eppler weist auf Arbeiten des indischen Wirtschaftswissenschaftlers und Nobelpreisträgers Amartya Sen hin, die belegen, dass es Ländern besser geht, die viel in Bildung investieren. Neue Schulhäuser sind für Eppler darum eine bedeutende Investition in Nepals Zukunft.

Anil Sapkota von Fair Education, der Schulhausbauten mit Dorfentwicklungsprogrammen koppelt, erklärt: «Ich sage es den Menschen immer wieder: Seid nicht traurig wegen dieses Erdbebens. Es gibt uns die Chance, ein neues Nepal aufzubauen.» tageswoche.ch/+9u9rf x

Das Erdbeben

Beim Erdbeben vom 25. April 2015 mit der Stärke 7,6 bis 7,8 (je nach Quelle) sind fast 9000 Menschen gestorben, Zehntausende wurden verletzt. Laut Regierungsangaben wurden rund eine halbe Million Häuser zerstört. Darunter jahrhundertealte historische Bauten. Etwa ein Drittel der nepalesischen Bevölkerung wurde von den Erdbebenfolgen in Mitleidenschaft gezogen. Betroffene Familien haben vom Staat bis heute umgerechnet nur gerade 150 Franken als Nothilfe erhalten. Viel zu wenig für ein neues Haus. Ob es noch mehr geben wird, wissen Geschädigte nicht. Allerdings hat die Regierung 2000 Franken pro wieder aufzubauendes Haus vorgesehen. Der Staat lässt seine Bürger aber im Ungewissen. Die Regierung Nepals steht in der Kritik wegen Versäumnissen bei den Hilfsmassnahmen. Der Staat habe noch keine konkreten Pläne für die Verwendung der zugesagten 4,1 Milliarden Dollar und auch noch nichts für den Wiederaufbau ausgegeben, sagt der Chef der Wiederaufbau-Behörde, Govind Raj Pokharel. Die Vereinten Nationen gehen davon aus, dass fast drei Millionen Überlebende Unterkünfte, Nahrung und medizinische Versorgung benötigen. Viele von ihnen leben in nur schwer zugänglichen Himalaya-Regionen. Laut Peter Eppler sind die Schulhausbauten von Caritas Schweiz nicht von den Versäumnissen betroffen, da man das Geld direkt vor Ort in die Projekte investiere. Ohne Umweg über den Staat.

Gegen Hunger ist ein Kraut gewachsen.



Biolandbau besiegt den Hunger:
swissaid.ch/bio
Spenden Sie jetzt 10 Franken:
SMS «give food» an 488

SWISSAID
Ihr mutiges Hilfswerk.

Sa 05.12. 20.00-21.15 • Musiktheaterformen
«Macula Matris»
Ensemble Phœnix Basel

So 06.12. 17.00-18.30
«Seltsame Lieder»
Mondrian Ensemble & Duo Kappeler / Zumthor

Di 08.12. 20.00-21.00 • Reihe «Von Zeit zu Zeit»
«memorie infinite» – Anna Spina & Amici

Mi 09.12. / Do 10.12. / Sa 12.12. je 20.00
So 13.12. 17.00 • Musiktheaterformen
«Kurz vor der Erlösung»
Matterhorn Produktionen

GARE DU NORD



Blutspendezentrum
beider Basel



BLUTSPENDE SRK SCHWEIZ
TRANSFUSION CRS SUISSE
TRASFUSIONE CRS SVIZZERA

**Spende Blut.
Rette Leben.**

BURGHOF

SCHENKEN SIE ZU WEIHNACHTEN EIN ERLEBNIS!

Schenken Sie mit einem Gutschein für den **BURGHOF LÖRRACH** und das **STIMMEN-FESTIVAL** aussergewöhnliche und unvergessliche Stunden. Unsere Kolleginnen im Kartenhaus beraten Sie gerne!



MI 30.12. | 20 UHR & DO 31.12. | 18 UHR
GANDINI JUGGLING
4x4 FLÜCHTIGE STRUKTUREN
TANZ | JONGLAGE | THEATER

SA 09.01. | 20 UHR
VOLKMAR STAUB & FLORIAN SCHROEDER
ZUGABE – DER KABARETTISTISCHE
JAHRESRÜCKBLICK

SO 10.01. | 18 UHR
BODECKER & NEANDER
HEREINGESCHNEIT!
GESCHICHTEN FÜR DIE GÄNSEHAUT

MI 13.01. | 20 UHR
GERMAN BRASS
POPULÄRES NEUJAHRSKONZERT

FR 15.01. | 20 UHR
DAUNER // DAUNER

DI 19.01. | 11 & 15 UHR
DIE VERRÜCKTE HUTJAGD
THEATER TRIEBWERK HAMBURG

MI 20.01. | 20 UHR
META4 WERKE VON C. NIELSEN
UND J. SIBELIUS

DO 21.01. | 20 UHR
CHE SUDAKA

FOCUS CATALUNYA



FR 22.01.
20 UHR
VINCE EBERT
EVOLUTION.
WISSENSCHAFT
& KABARETT



FOCUS CATALUNYA
SO 24.01. | 6X ZWISCHEN
15 – 21.15 UHR
PONTEN PIE ARTICA



DO 28.01. | 20 UHR
MOTIONHOUSE
BROKEN

SO 31.01. | 11 UHR
MARC BOUCHKOV & GEORGIY DUBKO
WERKE VON F. MENDELSON-
BARTHOLDY, P.I. TSCHAIKOWSKI U.A.

FR 19.02. | 20 UHR
FAMILIE FLÖZ
HAYDI!

Tickets: +49 (0) 76 21 - 940 89 -11/12
www.burghof.com

VVK + Abo: Kartenhaus im Burghof Mo - Fr 9-17 Uhr,
Sa 9-14 Uhr und an den bekannten Vorverkaufsstellen
VVK Schweiz: BaZ am Aeschenplatz, Infothek Riehen,
Kulturhaus Bider & Tanner mit Musik Wyler,
Stadtcasino Basel, Tourist-Information Rheinfelden

NaturEnergie
von Energiepark

Sparkasse
Lörrach-Rheinfelden

reservix
den ticketpartner

Burghof Lörrach

SO 28.02. | 18 UHR
HAGEN RETHER LIEBE
FR 11.03. | 20 UHR
GOGOL & MÄX



SO 03.04. | 18 UHR
SINFONIEORCHESTER BASEL & INGOLF WUNDER
WERKE VON L.V. BEETHOVEN,
J. BRAHMS



MI 13.04. | 20 UHR
SYDNEY DANCE COMPANY
INTERPLAY

Bevor der Westen einen weiteren «Krieg gegen den Terrorismus» anzettelt, sollte er erst einmal dafür sorgen, dass die Finanz- und Ölströme des IS versiegen.

“

Die Anschläge in Paris waren schrecklich. Ihr Ziel waren nicht staatliche Einrichtungen oder Symbole, sie galten dem Alltag. Das verunsichert am meisten. Es ist egal, welcher Religion man angehört, welche sexuelle Orientierung man hat, welche Hautfarbe man besitzt und welcher Nationalität man ist, man kann getroffen werden. Aber das bietet auch die Möglichkeit des Heraustretens aus dem Alltag, die Unterbrechung der Routine. Und es drängt sich die Frage auf: Was ist eigentlich los, wenn Franzosen auf Franzosen schießen? Was ist los mit Ländern wie Grossbritannien oder Deutschland, wenn Hunderte Jugendliche dieser Länder sich dem militanten Islamismus zuwenden?

Ohne den terroristischen Islamischen Staat (IS) zu verharmlosen: Er ist doch nur der Umweg, den diese Menschen gehen, um aus der Entfremdung von ihrer jeweiligen Gesellschaft Hass auf diese und die Verwestlichung zu formen. Diese Entfremdung ist Resultat von teilweise recht subtilen Ab- und Ausgrenzungsprozeduren, die unsere westlichen Gesellschaften gegenüber Minderheiten etablieren. Natürlich gibt es auch Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland. Das, was sich in Deutschland gerade zu entwickeln beginnt – eine diskursfähige Rechte jenseits der Neonaziszene –, gibt es in Frankreich schon deutlich längere Zeit.

Politische Lösung statt Kompromiss

Die Entscheidung des französischen Präsidenten François Hollande, das Wort «Krieg» zu gebrauchen, Frankreich im Krieg zu sehen, ist emotional nachvollziehbar, ein Resultat des eingangs beschriebenen Schocks. Sie ist aber auch bequem. Sie entlastet von der Frage, was eigentlich los ist in unseren Gesellschaften. Und sie ist gefährlich. Der «Krieg gegen den Terror», auch wenn er jetzt «Krieg gegen den IS» heisst, spielt mit der Illusion, ein Problem militärisch lösen zu können, wo es doch vor allem langer politischer Arbeit bedürfte, um schon nur eine Idee von einer Lösung zu bekommen.

Wir wissen inzwischen, aufgrund welcher Kriege, Ausgrenzungen und Nöte der Nährboden entstand, auf dem der Islami-



Gregor Gysi ist deutscher Rechtsanwalt und Politiker (Die Linke).
tageswoche.ch/+gd5j7

sche Staat gedeihen konnte. Hat der Westen denn ein Interesse oder gar den politischen Willen, diese Fehlentscheidungen zu korrigieren? Und das im Einvernehmen mit den unübersichtlich vielen Akteuren vor Ort? Angesichts der Tatsache, dass sich unter den Gegnern des IS nicht nur die USA und Russland befinden, die es sich gegenseitig schon schwer genug machen, sondern auch Saudi-Arabien, der Iran, die Türkei und Assad, mit dem man auch sprechen muss, erscheint mir die Wahrscheinlichkeit für eine wirkliche, eine politische Lösung für die Region wesentlich geringer als die für einen faulen Kompromiss.

Ist der Westen unfähig, Konten zu sperren? Unfähig, auf die Golfmonarchien und die Türkei einzuwirken?

Ausserdem ist die völkerrechtliche Grundlage für eine Intervention Frankreichs, an der sich Deutschland beteiligen will, ausgesprochen fragil. Für den Anfang mögen die Berufung auf das Selbstverteidigungsrecht nach Artikel 51 der UN-Charta und eine UN-Resolution, die die Staaten der internationalen Gemeinschaft auffordert, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um den IS zu bekämpfen, noch ausreichen. Aber eigentlich müsste der UN-Sicherheitsrat schnell dazu übergehen, eigene Massnahmen zu ergreifen. Das tut dieser jedoch nicht, obwohl sich die Vetomächte einander inzwischen angenähert haben.

Die Berufung auf das Selbstverteidigungsrecht bleibt aber aus folgendem

Grund problematisch: Seit dem 11. September 2001 wird dieses Recht auch auf «angreifende» Nicht-Staatsakteure bezogen. Diese haben kein Territorium, von dem aus angegriffen wird, sie sind also lokal kaum bestimmt. Ebenso lässt sich, da überall und stets das nächste Terrorkommando in Aktion treten kann, der Akt des «bewaffneten Angriffs» auch nicht zeitlich sinnvoll begrenzen. Diese doppelte Unterbestimmtheit – zeitlich und räumlich – führt zu paradoxen Resultaten. Die Nato-Operation «Active Endeavour» gibt es seit 2001 auf der Legitimationsgrundlage des Selbstverteidigungsrechts. Aus Sicht der Nato hat der «bewaffnete Angriff» vom 11. September 2001 auf das Territorium der USA bis heute nicht aufgehört zu existieren. Jetzt haben wir einen weiteren Fall von «bewaffnetem Angriff» dieser Art hinzubekommen. Und auch er wird räumlich und zeitlich unbeschränkt bleiben. Dabei hätte man schon aus Afghanistan lernen können.

Pazifistische Ausrede?

Natürlich frage ich mich ernsthaft, ob das nicht nur Ausreden sind, um eine Art Pazifismus auch angesichts der IS-Barbarei aufrechterhalten zu können. Würde der Westen nicht ebenfalls falsch reagieren, wenn er sich heraushielte und Vorort-Formationen für sich kämpfen liesse? Natürlich soll sich auch die Bundesrepublik Deutschland nicht heraushalten. Sie muss sich dafür engagieren, dass die Öl- und Finanzströme, die den IS am Leben halten, versiegen. Ist man denn unfähig, Konten zu sperren? Ist der Westen denn unfähig, auf die Golfmonarchien und die Türkei in geeigneter Weise einzuwirken? Wenn die westlichen Staaten das nicht wagen, warum trauen sie sich dann ausgerechnet einen erfolgreichen Krieg zu?

Das Völkerrecht muss beachtet, die von uns gesetzten Ursachen müssen schnellstens überwunden werden. Erst dann können die fünf privilegierten Vetomächte, die im Unterschied zu Deutschland besondere Verantwortung tragen, den Kampf gegen Terrororganisationen aufnehmen. ×

”

1991 trafen sich afghanische Regierungsvertreter und Mujaheddin in Liestal. Nun spricht der Baselbieter Initiator und Afghanistan-Kenner Paul Bucherer erstmals darüber.

Afghanische Geschichten aus dem Baselbiet

von Jeremias Schulthess

Paul Bucherers Visitenkarte ist beidseitig bedruckt: vorne in Deutsch, hinten in Persisch. Der Baselbieter reist seit über vierzig Jahren regelmässig nach Afghanistan – nach etwa fünfzig Reisen hat er aufgehört zu zählen. Er spricht Dari, den persischen Dialekt, den Afghanen mehrheitlich sprechen, und er ist mit Regierungsvertretern, Mujaheddin und Taliban befreundet.

Bucherer kennt das Land am Hindu-kusch wie kaum jemand in Mitteleuropa. Er hat die politischen Machtwechsel und die Entwicklung des Landes hautnah miterlebt und hütet deshalb auch viele Geheimnisse über Afghanistan. Einige davon hat er in einem gerade erschienenen Sammelband* zum Vierzig-Jahr-Jubiläum

der Stiftung Bibliotheca Afghanica preisgegeben.

Die Stiftung hat Bucherer mit seiner Frau gegründet, um afghanische Kulturgüter vor der Zerstörung zu bewahren. Unterstützt wird sie vom Kanton Baselland. Es ist viel mehr daraus geworden als eine Büchersammlung: Ihr angeschlossen ist heute das schweizerische Afghanistan-Institut, das internationales Renommee geniesst und für allerlei Anfragen konsultiert wird.

Der frühere Baselbieter Regierungsrat Andreas Koellreuter präsidiert den Stiftungsrat. Er hat den aktuellen Band mit herausgegeben und unterstützt Bucherer seit über zwanzig Jahren. Nun wollen die beiden bestimmte Episoden aus der Vergangenheit erstmals erzählen.

Wir treffen Bucherer und Koellreuter im Hotel Bad Schauenburg oberhalb von Liestal. Hier, im Herzen von Baselland, wurde 1991 Weltgeschichte geschrieben. Die Erinnerung an die sogenannte Teppichhändler-Konferenz wird bei Bucherer und Koellreuter wach, als sie die Gaststube betreten. Hier nimmt die langjährige Verbindung Afghanistans ins Baselbiet konkrete Formen an.

Die Teppichhändler-Konferenz

Sommer 1991. Im Baselbiet formiert sich das überparteiliche Komitee «Baselland ohne Laufental», in Afghanistan tobt ein Bürgerkrieg. Nach dem Rückzug der sowjetischen Truppen bekämpfen sich das kommunistische Regime von Mohammed



24 Jahre danach: Paul Bucherer (links) und Andreas Koellreuter erinnern sich am Ort des Geheimkonferenz.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Paul Bucherer (links) und Botschafter Peter Sutter mit Präsident Mujaddidi im April 1992 in Kabul.

Najibullah und die Widerstandskämpfer (Mujaheddin). Die UNO hat die verfeindeten Kriegsparteien aufgrund der anhaltenden Kämpfe nach New York geladen. Dort tagen die Delegationen in getrennten Räumen. Parallel dazu – jedoch unter Ausschluss der Öffentlichkeit – treffen sich in Baselland hochrangigere Vertreter der afghanischen Regierung, des Königs und der Mujaheddin – im Wohnzimmer von Paul und Veronika Bucherer.

Paul Bucherer: «Beim ersten Treffen, als die Delegierten der beiden Parteien in Liestal ankamen, trafen sie sich zunächst bei uns zu Hause. Wir haben extra eine neue Polstergruppe angeschafft. Als sie ankamen, besprachen wir erst die Bedingungen für das geheime Treffen. Ich war wahrscheinlich der Aufgeregteste, als die Vertreter der Regierung, der Mujaheddin und des Königs das erste Mal aufeinandertrafen. Sie waren sehr zivilisiert, haben sich freundlich begrüsst und boten sich gegenseitig Zucker für den Tee an. Nach einer halben Stunde herrschte eine entspannte Atmosphäre. Man liess sich Kuchen und Tee schmecken, gut bewacht von unserem Hund.»

Nach den Vorverhandlungen in Bucherers Wohnzimmer fuhren die Delegierten ins Hotel Bad Schauenburg, wo sie die nächsten drei Tage verbringen sollten. Damit die Gäste in den ungewöhnlichen Gewändern anonym bleiben konnten, sprachen alle Beteiligten offiziell von einer Teppichhändler-Konferenz. Nicht einmal das Hotelpersonal wusste darüber Be-

scheid, dass hier politische Gespräche stattfanden. Auch die übrigen Hotelgäste kriegten davon nichts mit.

In der Vereinbarung zur Konferenz, die in Bucherers Wohnung unterzeichnet wurde, steht: «Offiziell sind im Hotel keine afghanischen Gäste anwesend. Anrufe werden nur weitergeleitet, wenn das Deckwort «Osman» genannt wird.»

«Die Personen waren nicht als Mujaheddin oder Regierungsvertreter eingeladen, sondern als meine Freunde.»

Paul Bucherer

Im Weiteren ist auch geregelt, dass das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), welches das Treffen ermöglicht hatte, die Kosten übernimmt. Für Speisen und Getränke sollte es aufkommen, alkoholische Getränke hingegen waren «individuell und bar zu bezahlen».

Andreas Koellreuter war zu dem Zeitpunkt gerade mal seit fünf Wochen als Regierungsrat im Amt. Er sollte als Polizeidirektor mit seinen Leuten für die Sicherheit der Konferenzteilnehmer sorgen.

Andreas Koellreuter: «Ich war der einzige Regierungsrat, der davon wusste. Die Polizei hat das Hotel bewacht. Nur der Einsatzlei-

ter wusste, wer die Gäste wirklich waren. In den ersten Wochen als Regierungsrat hat man normalerweise andere Probleme, als geheime Gespräche direkt vor der eigenen Nase zu betreuen. Ich wusste: Wenn das auffliegt, dann ist das für die Verhandlungen fatal – und für mich sowieso.»

Bucherer: «Das Risiko war kalkulierbar. Der Verhandlungsort war ideal gelegen, gut abschirmbar, das haben wir im Vorfeld abgeklärt. Der wesentliche Punkt war jedoch: Die Personen waren nicht als Mujaheddin oder Regierungsvertreter eingeladen, sondern als meine Freunde. Ich kannte alle persönlich. Es war dies das erste direkte Treffen von Ministern der kommunistischen Regierung mit hochrangigen Vertretern des Widerstands. Das Treffen in Liestal war deshalb einzigartig in der Geschichte Afghanistans.»

Bei den Gesprächen im Konferenzraum des Hotels blieben die Delegierten unter sich. Bucherer sass jedoch bei den Essen dabei. Er achtete darauf, dass die verfeindeten Parteien am selben Tisch assen. Man sprach über das Wetter oder Probleme mit der Schwiegermutter – die Politik war kein Thema. Die Stimmung sei meist positiv gewesen, es sei nie so weit gekommen, dass jemand die Koffer packen und abreisen wollte, erinnert sich Bucherer.

Die diskreten Gespräche führten zur ersten Annäherung zwischen den Kriegsparteien. Es folgten weitere Treffen und eine konkrete Absprache auf dem Schilthorn – das die Afghanen bereits aus einem

James-Bond-Film kannten. Basierend auf dieser Vereinbarung wurde im April 1992 in Kabul eine Übergangsregierung eingesetzt, was eine fast konfliktfreie Machtübergabe von Najibullah an die Gruppierung der Mujaheddin ermöglichte. Der Bürgerkrieg dauerte jedoch weiter an, da nach der Machtübergabe neue Fronten aufbrachen.

Seine Liebe zu Afghanistan entdeckte Paul Bucherer Ende der 1960er-Jahre. Er studierte Architektur und wollte sich politisch engagieren. Er reiste nach Afghanistan – nicht wie andere Europäer, um Drogen zu probieren, sondern um einer Forschungsfrage nachzugehen.

Bucherer: «Ich wollte das Land kennenlernen, weil es nie kolonialisiert wurde und somit seine Ursprünglichkeit behalten konnte. Ich beschäftigte mich mit dem Vergleich der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung in ehemals kolonisierten und nicht-kolonisierten Ländern. Die positiven und negativen Auswirkungen von westlicher Okkupation wollte ich nicht aufgrund von vorgekauften Studien nachvollziehen, sondern ganz konkret am praktischen Beispiel von Afghanistan und Britisch-Indien erleben.»

1971 zog Bucherer zusammen mit seiner Frau los. Sie reisten mit einer ausgebauten Armee-Ambulanz über Südosteuropa und den Iran nach Afghanistan. Reisezeit: acht Wochen. In Afghanistan waren sie vier Monate unterwegs – oft zu Fuss und mit Eseln. 1974/1975 folgte ein weiterer Forschungsaufenthalt von einem Jahr. Bucherer lernte den persischen Dialekt Dari und fand so den Kontakt zur lokalen Bevölkerung.

Anderen Europäern sei er aus dem Weg gegangen und dank der Freundschaft zu Afghanen habe er sehr viel über das Land erfahren, sagt Bucherer. Er knüpfte Kontakte und freundschaftliche Beziehungen zu Wissenschaftlern und Persönlichkeiten, die bis heute halten.

UNO-Menschenrechtsbericht

1975 gründete er zusammen mit seiner Frau die Bibliotheca Afghanistanica, die 1983 in eine Stiftung umgewandelt wurde. Immer häufiger reiste er an den Hindukusch – bis zu sechs Mal pro Jahr. Die Kosten übernahm er selbst und auch für die Bibliotheca arbeitete er ehrenamtlich.

Auf seine Beziehungen konnte Bucherer zurückgreifen, als er 1985 um Informationen für einen UNO-Menschenrechtsbericht angefragt wurde. Die Sowjetunion hatte Afghanistan 1979 besetzt und führte dort einen Krieg gegen Rebellengruppen. Ein Sonderberichterstatter der UNO, Felix Ermacora, sollte mögliche Menschenrechtsverletzungen untersuchen. Weil er das Land nicht bereisen durfte, gelangte er über die britische Botschaft in Bern an den Afghanistan-Kenner im Baselbiet.

Bucherer: «Als Ermacora nach Liestal kam, willigten wir sofort ein, ihm Hilfe zu leisten. Dafür benötigten wir jedoch finanzielle Mittel, um Leute anzustellen. Ermacora

sagte zu uns: «Hören Sie, meine Reise von Genf nach Liestal musste ich aus der eigenen Tasche bezahlen, die UNO zahlt nichts für zusätzlichen Aufwand.» Der Einfluss der Sowjetunion war derart gross, dass die UNO-Mittel für solche Untersuchungen radikal gekürzt wurden. Doch Ermacora war entschlossen, seinen Bericht zu schreiben. Mit einem Aufruf an die Gönner unserer Stiftung gelang es uns, genügend Geld von Privaten zu erhalten. Und binnen weniger Tage fand ich einige Schweizer Studenten, die Erfahrung im Nachrichtendienst hatten und bereit waren, zu helfen.»

Bucherer trug Fakten zusammen, die ihm seine Kontakte in Afghanistan zusandten, per Post, Fax oder Telefon. Sie meldeten, wie viele zivile Opfer der Krieg kostete. Die Studenten notierten zum Beispiel «Ort: Behrud. Datum: 8.4.85. Massaker durch sowjetische Truppen. 23 Zivilisten getötet.» Diese Daten speisten weitere Helfer in einen Computer ein – einen der ersten IBM-Computer: 128 Kilobyte Arbeitsspeicher, 7000 Franken.

«Nach dem ersten Treffen mit Präsident Najibullah habe ich eine halbe Stunde lang die Hände mit Seife gewaschen.»

Paul Bucherer

Anhand der Datenbank konnten Quer- und Vergleiche gezogen und die Fakten abgeglichen werden. Am Ende kamen 4608 Einzel-Fakten zusammen, die systematische Menschenrechtsverletzungen durch das sowjetische Militär nachwiesen.

Bucherer: «Am Tag bevor der Bericht der UNO-Vollversammlung vorgelegt werden sollte, traf Ermacora die russische Delegation. Er präsentierte ihnen die Tabellen mit Menschenrechtsverletzungen und erklärte: «Morgen lege ich dieses Dokument der Generalversammlung vor.» Danach sagten sich die Herren gute Nacht, Ermacora ging auf sein Hotelzimmer. Nur wenige Stunden später klingelten ihn die Russen aus dem Bett und schlugen ihm ein Gentlemen's Agreement vor: Russland sei bereit, massiv gegen die Menschenrechtsverletzungen vorzugehen, im Gegenzug solle Ermacora den Bericht nicht vorlegen. Offenbar hatten die russischen Vertreter den Auftrag erhalten, die Veröffentlichung des Berichts zu stoppen. Ermacora rief mich also an – zu diesem Zeitpunkt war es in Liestal sechs Uhr morgens. Er fragte: «Sollen wir den Bericht fallenlassen? So wäre Ihre Arbeit umsonst.» Ich antwortete: «Genau das wollten wir doch mit dem Bericht erreichen. Nämlich, dass die Menschenrechtsverletzungen aufhören.» Ermacora willigte ein und behielt den Bericht für sich.»

Das Treffen zwischen Ermacora und den Russen in New York änderte einiges. Bucherer und seine Stiftung setzten ihre Untersuchungen fort und stellten fest, dass jetzt deutlich weniger Todesopfer gemeldet wurden. Von etwa 6000 zivilen Opfern pro Monat sank die Zahl auf zirka 1000. Die Russen hielten also ihr Versprechen. Auf die nächsten zwei Jahre hochgerechnet rettete der Bericht etwa 120 000 Leben – und das nur in dem Teil des Landes, in dem Bucherer seine Informanten hatte.

Manchmal nagte das Gewissen

Er habe stets versucht, sich für die Mehrheit der Bevölkerung einzusetzen, sagt Bucherer. Für die Landbevölkerung also, nicht für diejenigen, die sich als intellektuelle Elite betrachteten. Dabei geriet er manchmal auch zwischen die Fronten.

Bucherer: «Ich habe mir gesagt, wenn ich mit den Leuten in Kontakt bin, die für viele Todesopfer verantwortlich sind, so habe ich eine Chance, sie zu beeinflussen und ihre Beweggründe kennenzulernen. Es bereitete mir insbesondere Schwierigkeiten, den Präsidenten Najibullah zu treffen. Nach dem ersten Treffen mit ihm habe ich eine halbe Stunde lang meine Hände und Arme mit Seife gewaschen. Im Verlauf der Untersuchungen für die UNO hatte ich sehr viel über seine persönliche Brutalität erfahren, die er als Chef des Geheimdienstes ausübte. Nach und nach habe ich erkennen müssen, dass er von den Sowjets missbraucht wurde, dass er mit gutem Willen nach einer politischen Lösung suchte und dass seine Bereitschaft, zurückzutreten, echt war. Man darf nicht vergessen, dass die afghanische und unsere Gesellschaft völlig verschieden sind, dass wir andere Massstäbe haben. Ich habe mich bei den Beziehungen immer an afghanische Massstäbe zu halten versucht. Es war nicht immer einfach, das mit meinem Gewissen zu vereinbaren.»

Bucherer hält inne. Die Entwicklung des Landes beobachtet er seit einiger Zeit nur noch aus der Ferne. Seit 2009 war er nicht mehr in Afghanistan. Damals übergab er dem afghanischen Erziehungsministerium unter Präsident Hamid Karzai eine Wanderausstellung, die anschliessend in 68 Exemplaren durch alle Schulen Afghanistans zirkulierte. Die Bilder und Schriftstücke der Ausstellung stammten aus dem Archiv der Bibliotheca Afghanistanica.

Er könne heute viel mehr von ausserhalb Afghanistans bewegen, sagt Bucherer. Seine Kontakte pflegt er noch immer. Ein Besuch in Kabul würde jedoch erst dann sinnvoll, wenn dort wegen einer konkreten Entwicklung seine Anwesenheit wünschenswert sei.

tageswoche.ch/+5zo26

×

*** Andreas Koellreuter und Hans-Ulrich Seidt (Hrsg.): «40 Jahre Bibliotheca Afghanistanica: Beiträge zu Recht, Politik und Kultur in Afghanistan». Verlag des Kantons Basel-Landschaft, 2015**



Auch das Süssholzraspeln kommt in «Burnt» mit Sienna Miller und Bradley Cooper nicht zu kurz. FOTO: © 2014 THE WEINSTEIN COMPANY

Kino

Sternenkrieger in Galaxien weit, weit weg? Für Hollywood findet der wahre Kampf in den Spitzenküchen statt.

Der Krieg der Küchen-Sterne

von Karen N. Gerig

Für den Erfolg an den Kassen benötigen Hollywoodfilme ein gutes Rezept. Eine Messerspitze Spannung, ein gutes Mass Leidenschaft, eine Prise Unterhaltung, alles natürlich auf Basis einer guten Story. Ein Schauplatz scheint sich hier besonders anzubieten: die Küche, am liebsten jene eines Spitzenkochs der Haute Cuisine. Wie sonst lässt sich erklären, dass wir im Kino immer mehr Köchen beim Griff nach den Sternen zusehen dürfen?

Bei den Sternen handelt es sich vornehmlich um die berühmtesten: jene des Guide Michelin. Der «Bibel». Drei Sterne, die höchste Auszeichnung, bleibt nur den Allerbesten vorbehalten – den Yodas der Küche sozusagen, wenn wir in den Hierarchie-Stufen des «Kriegs der Sterne» denken. Und wer als Koch etwas auf sich hält, der versucht, diese drei Sterne zu erobern – und bringt sich notfalls um, wenn er denn scheitern sollte.

Das zumindest suggeriert der neueste dieser Filme, die uns in die Küche eines Meisterkochaspiranten entführen: «Burnt» heisst er, und Bradley Cooper spielt darin Adam Jones, einen Koch, dem der Erfolg in Form von zwei Michelin-Sternen einst zu Kopf gestiegen war, und zwar derart, dass er abstürzte – so tief, wies nur geht. Drogen, Alkohol, Kriminalität, schlimmer gehts nimmer. Zur Strafe nahm er sich vor, eine Million Austern zu öffnen, was er minutiös in einem Notizbuch festhält. Nach der millionsten Auster rafft er sich wieder auf, «der weltbeste Koch zu werden». Seinen dritten Stern zu holen.

Zur Seite stehen Adam Jones alte und neue Freunde, eine Therapeutin und ein paar Feinde. Die müssen sein, denn ohne Feinde gibt es keinen Kampf und damit keine Spannung. Adam Jones' Feinde sind er selbst und ein alter Kochkumpen, der inzwischen selber erfolgreich ein Restaurant führt.

Und dann ist da noch der Souschef. Der Souschef ist eigentlich immer der Böse in Koch-Hollywood. Denn er ist eifersüchtig, natürlich. Schliesslich steht er dem Koch am nächsten und damit in seinem schwärzesten Schatten. Und weiss zudem, dass er nie das erreichen wird, was sein Chef erreicht. Das muss auch die Ratte Rémy erfahren, die sich in Disneys wunderbarem «Ratatouille» ein paar Sterne verdient. Eine Ratte am Herd, wie das geht? Nun, mit etwas menschlicher Hilfe und dem Credo des meisterlichsten aller erfundenen Meisterköche – Gusteau –, das da lautet: Jeder kann kochen.

Nix für Finöggel

In Wahrheit ist das natürlich Quatsch. So ganz talentfrei sollte man nicht sein, wenn man sich in diesen Gefilden beweisen will. Doch ist nicht nur Talent vonnöten – sondern auch eine gehörige Portion Selbstvertrauen, um nicht zu sagen Arroganz. Denn wer Chefkoch werden will, der muss führen können. Seine Küchencrew zum Äussersten antreiben. Finöggel sind weder am oberen noch am unteren Ende dieser Hierarchie am richtigen Platz. Wenn denn stimmt, was der Filmbetrieb uns weismacht: Die Küche ist hier ein Kriegsgebiet, die Hierarchie äusserst antiquiert.

Das weiss dann auch Gusteau, der sein Credo darum mit einem Aber ergänzt: Jeder kann kochen – aber nur die Furchtlosen schaffen es zum Meisterkoch.

Die Furchtlosen führen, die Untergebenen zittern unter ihnen? Nun ja, im wirklichen Leben hoffen wirs nicht. Doch wird auch in der Realität ein Gewimmel in der Küche herrschen, wird es stressige Momente geben. Vielleicht fliegen keine Teller durch die Luft, weil der Fisch nicht perfekt gegart wurde. Aber brüllende Chefs, nun ja, die dürfte es wohl doch geben.

Demgegenüber steht beziehungsweise sitzt der Gast am Tisch, möglichst gemütlich und gediegen. Der am Wein

nippt und innehält, weil der Bissen, der grad seinen Gaumen berührt, so unbeschreiblich lecker ist. Der ins Restaurant gekommen ist, um zu geniessen. «Die Leute essen, weil sie Hunger haben – sie sollen mit Essen aufhören, weil es so gut ist», sagt Adam Jones. Danach strebt er. Nach dem Moment, in dem die Gabel in der Luft schwebt, der Gast seine Augen schliesst und seufzt. Erst dann ist er zufrieden.

Filmköche müssen perfekt kochen können und sich auch noch mit Restaurantbesitzern herumschlagen.

Die Filmköche aber haben es meist äusserst schwer. Nicht nur müssen sie perfekt kochen können, ohne Ende innovativ sein, ihre Crew nicht vergraulen und ein Privatleben managen – nein, sie müssen sich auch noch mit den übelsten Restaurantbesitzern rumschlagen. Die ihnen im schlimmsten Fall die Freude am Beruf komplett vergällen.

Ratte Rémy bleibt von einem Besitzer verschont, immerhin. Adam Jones hat das Pech, dass der Besitzer ein Auge auf ihn geworfen hat – und ihn schikaniert, weil Jones sein Gefühl nicht erwidert. In «Chef»

wirft Jon Favreau als Koch Carl Casper das Haute-Cuisine-Handtuch in die Ecke, kauft sich einen Imbisswagen und macht sich fortan daran, das perfekte kubanische Sandwich zu ersinnen. Und wird glücklich dabei. In «The Hundred Foot Journey» wiederum ist der Restaurantbesitzer eine Frau – die schlichtweg nur das Beste will. Das Beste und Leidenschaft, ein Feuerwerk. Und es unerwarteterweise im indischen Nachbarn beziehungsweise seinen Gewürzen findet. Einen Küchenkrieg gibt es zuerst natürlich trotzdem, alles andere wäre schliesslich langweilig.

Der Feind Nummer 1

Dafür kommt dieser Film gänzlich ohne den Feind Nummer 1 aus: den Kritiker. Mit seinem Urteil steht und fällt der Betrieb. Mit einem Artikel auf seinem Blog kann er ein Restaurant in den Ruin oder wie in «Chef» einen Koch aus seinem Beruf treiben. Oder aber er kann im Gegenteil das Schlimmste verhindern. Ihn (oder sie) gilt es am Ende immer zu überzeugen. So wie die kleine Ratte Rémy den saueröpfischen Anton Ego überzeugt, mit dem einfachsten (wenn auch nicht simpelsten, Vorsicht!) französischen Gericht, der «Ratatouille».

Wenn ein Essen derart auf der Zunge vergeht wie dieser Gemüseschmortopf, dann vergibt man dem Koch sogar, dass er eine Ratte ist. Oder ein arrogantes Ekel. Oder ein Querkopf wie Adam Jones. Hauptsache, es schmeckt. Bon appétit!

tageswoche.ch/+dadmd

×

ANZEIGE

ARTIST'S DAVID TALK CLAERBOUT

DONNERSTAG, 10. DEZEMBER 2015
18.30 UHR, AUF ENGLISCH

David Claerbout und Chus Martínez (Leiterin des Instituts Kunst an der Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW, Basel)

Anlässlich der Ausstellung FUTURE PRESENT,
Emanuel Hoffmann-Stiftung, 13. Juni 2015 – 31. Januar 2016

Die Kosten sind im Eintrittspreis inbegriffen.

Eintrittspreise: Ticket für drei Eintritte (nicht übertragbar) regulär CHF 18.–, reduziert CHF 12.–
Dauereintritt regulär CHF 30.–, reduziert CHF 22.–

SCHAULAGER®

LAURENZ-STIFTUNG

Ruchfeldstrasse 19, CH-4142 Münchenstein/Basel
T +41 61 335 32 32, www.schaulager.org

Kinoprogramm

Basel und Region 4. bis 10. Dezember

ANZEIGEN



MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | FREITAG, 4. DEZ. 2015 | FILMSTART: 20.30 UHR (Edt)

ÖFFNUNG CINE DELUXE 30 MIN. VOR FILMSTART

TICKETS: CHF 89.– PRO PERSON

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN
pathe.ch/basel
CATERING BY: wahlevents

BASEL	CAPITOL
Steinenvorstadt 36	kitag.com
SCHELLEN-URSLI [6/4 J] 13.45^{Dialekt} SPECTRE - 007 [12/10 J] 17.00/20.15 FR/SA/MO-MI: 13.45^{E/d/f} ALLE JAHRE WIEDER - WEIHNACHTEN MIT DEN COOPERS [6/4 J] 17.00/20.15^{E/d} HEIDI [6/4 J] S0: 13.45^{Dialekt}	

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch
CAROL [14/12 J] FR/SA/MO-MI: 12.15^{E/d} IXCANUL VOLCANO [16/14 J] FR/SA/MO/DI: 12.20-SO: 13.00^{Sp/d} EL BOTÓN DE NÁCAR [16/14 J] 12.30^{Sp/d} SCHELLEN-URSLI [6/4 J] 13.45/16.00/18.15^{Dialekt} VOLL VERZUCKERT - THAT SUGAR FILM [8/6 J] 14.00^{E/d} ZWISCHEN HIMMEL UND EIS - LA GLACE ET LE CIEL [6/4 J] 14.15^{D/d} HALLÄ HALLÄ [10/8 J] 14.30/16.30/18.30 FR-DI: 20.45^{Schweiz} LE TOUT NOUVEAU TESTAMENT [8/6 J] 15.00/18.00/20.30^{E/d} RAMS - HRÚTAR [16/14 J] 16.00/20.15^{Ov/d/f} FÉLIX ET MEIRA [10/8 J] 16.15/20.30^{Ov/d/f} EL ULTIMO TANGO [12/10 J] 18.00^{Ov/d/f} IRRATIONAL MAN [14/12 J] 18.30/20.30^{E/d/f} WHATEVER COMES NEXT [12/10 J] SA/MO-MI: 12.10-SO: 11.10^{E/d} TRUMAN [12/10 J] SA/SO/DI: 12.30^{Sp/d/f} DÜRRENMATT - EINE LIEBESGESCHICHTE [10/8 J] S0: 11.00^E TSAR TO LENIN [10/8 J] S0: 11.00^E MULTIPLE SCHICKSALE - VOM KAMPF UM DEN EIGENEN KÖRPER [10/8 J] S0: 11.15^{Dialekt/d/f} KÓPEK [16/14 J] MI: 20.30^{Türk/d/f} ANSCHL. GESPRÄCH MIT ESEN ISIK, REGIE: STELLE JEGHER, AI; HENRY HOHMANN, TGNS; MODERATION TOPRAK YERGUZ

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch
LA PASSION D'AUGUSTINE [10/8 J] 18.00-FR-DI: 15.45^{E/d} CORN ISLAND [16/14 J] 16.00^{Ov/d/f} YES NO MAYBE [14/12 J] 18.15^{Ov/d} HEIMATLAND [14/12 J] 20.15-SO: 13.45^{Dialekt/d/f} A PERFECT DAY [12/10 J] 20.30^{E/d} YOUTH [14/12 J] S0: 13.30^{E/d/f} ZAUBERLATERNE [6 J] MI: 14.00/16.00^D

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch
DER SCHWEBENDE SCHRITT DES STORCHES [12/10 J] FR: 21.00^{Griech/d/f}

PATHÉ KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch
ARLO & SPOT - 3D [6/4 J] 15.30-FR/MO-MI: 12.15 SA/SO: 11.00-SA/SO/MI: 13.15^D ARLO & SPOT [6/4 J] SA/MI: 13.15-SO: 13.00^D HIGHWAY TO HELLAS [6/4 J] FR/MO-MI: 12.20/16.30 SA: 12.45/17.00 SO: 13.20/17.20^D SCHELLEN-URSLI [6/4 J] FR/MO/DI: 13.00-SA/SO: 11.15 SA/SO/MI: 13.30/15.45^{Dialekt} A WALK IN THE WOODS [12/10 J] FR/MO/DI: 13.15-SA: 11.50 S0: 10.15^{E/d/f}

BURNT - IM RAUSCH DER STERNE [10/8 J] FR/MO/DI: 13.15 FR/SA/MO-MI: 15.30 FR/DI: 17.45-FR: 23.00 SA/MO/MI: 20.45-SO: 15.20^D ALLE JAHRE WIEDER - WEIHNACHTEN MIT DEN COOPERS [6/4 J] 13.20/15.40-FR/SO/DI: 20.15 SA/SO: 11.00-SA/MO/MI: 18.00 SA: 23.40^D SPECTRE - 007 [12/10 J] FR/SO/DI: 17.15 FR: 20.30/23.30 SA/MO/MI: 14.15/17.45 SA-MI: 20.15-SA: 23.15^{E/d/f} BRIDGE OF SPIES [12/10 J] FR/DI: 14.30-FR/SO/DI: 20.30 SA/MO/MI: 17.30-SO: 12.30^D DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 - 3D [12/10 J] FR/SO/DI: 14.30/20.15 SA/SO: 11.40-SA/MO/MI: 17.30 SA: 23.00^D DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 - 3D [12/10 J] FR/MO: 15.10 FR/SO/DI: 17.30/20.45 FR: 23.00 SA/MO/MI: 14.30/18.00/20.15 SA: 22.30^D THE LAST WITCH HUNTER [14/12 J] FR/SA: 23.30^D IM HERZEN DER SEE - 3D [14/12 J] SA: 10.10^D Ballett - Bolschoi Theater Moskau: DIE KAMELIENDAME [10/8 J] S0: 16.00^E	
--	--

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch
IM HERZEN DER SEE - 3D [14/12 J] 13.00/15.30-FR/SO/DI: 18.00 FR: 23.00-SA/MO/MI: 20.30^D SPECTRE - 007 [12/10 J] FR/SO/DI: 20.30 SA/MO/MI: 18.00-SA: 23.00^{E/d/f}

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com
DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 [12/10 J] 14.30/20.45^{E/d/f} ARLO & SPOT [6/4 J] FR/SA/MO/MI: 15.00-DI: 14.15^D SPECTRE - 007 [12/10 J] 17.30^D IN THE HEART OF THE SEA [14/12 J] FR-MO/MI: 18.00/21.00 DI: 17.15^{E/d/f} KITAG CINEMAS Movie Night: BY THE SEA [12/10 J] DI: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch
STROMBOLI, TERRA DI DIO [12/10 J] FR: 15.45^{U/d} NOTORIOUS [16/14 J] FR: 18.00^{E/d} FANNY OCH ALEXANDER [16/14 J] FR: 20.15^{Ov/d/f} DON CAMILLO [12/10 J] SA: 15.15^{U/d} THE FUNERAL [16/14 J] SA: 17.30-MI: 21.00^{E/d/f} GASLIGHT [12/10 J] SA: 20.00^{E/d/f} IT FOLLOWS [12/10 J] SA: 22.15^{E/d} INDIA - MATRI BHUMI [0/0 J] S0: 13.30^{U/d}

MY DINNER WITH ANDRE [12/10 J] S0: 15.15^{E/d} THE SADDEST MUSIC IN THE WORLD [16/14 J] S0: 17.30^{E/d} ROMA, CITTÀ APERTA [12/10 J] S0: 20.00^{U/d} THE BIG LEBOWSKI [12/10 J] MO: 18.30^{E/d/f} VIAGGIO IN ITALIA [12/10 J] MO: 21.00^{E/d} JEANNE DIELMAN, 23, QUAI DU COMMERCE, 1080 BRUXELLES [16/18 J] DI: 18.30^{F/d} CASABLANCA [6 J] MI: 18.30^{E/d}	
--	--

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com
BURNT [10/8 J] 14.30/20.30^{E/d/f} BRIDGE OF SPIES [12/10 J] 17.15^{E/d/f}

FRICK
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch
SCHELLEN-URSLI [6/4 J] FR/MO: 18.00-SA/SO/MI: 15.00 S0: 10.30^{Dialekt} SPECTRE - 007 [12/10 J] FR/SA: 20.15-SO: 17.00^D ARLO & SPOT - 3D [6/4 J] SA/SO/MI: 13.00^D DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 - 3D [12/10 J] SA: 17.00-SO/MO/MI: 20.15^D

LIESTAL
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch
SPECTRE - 007 [12/10 J] 17.30^D DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 - 3D [12/10 J] FR/SA: 20.30^D DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 [12/10 J] S0-MI: 20.30^D HOTEL TRANSILVANIAN 2 - 3D [6/4 J] SA/SO: 13.15^D ARLO & SPOT - 3D [6/4 J] SA/SO: 15.15^D ARLO & SPOT [6/4 J] MI: 15.00^D

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch
A WALK IN THE WOODS [12/10 J] FR/SA: 18.00^{E/d} RAMS - HRÚTAR [16/14 J] 20.15^{Isländisch/d} SCHELLEN-URSLI [6/4 J] SA/SO: 13.00/15.30-SO: 10.30 MI: 14.00^{Dialekt} FÉLIX ET MEIRA [10/8 J] S0/MO: 18.00^{Ov/d} ZWISCHEN HIMMEL UND EIS - LA GLACE ET LE CIEL [6/4 J] DI/MI: 18.00^D

SISSACH
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch
SPECTRE - 007 [12/10 J] FR/SA: 18.00^D BRIDGE OF SPIES [12/10 J] 20.30^D SCHELLEN-URSLI [6/4 J] SA/SO/MI: 16.00^{Dialekt} DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 [12/10 J] S0-MI: 18.00^D

PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch
SPECTRE - 007 [12/10 J] FR/SA: 18.00^D BRIDGE OF SPIES [12/10 J] 20.30^D SCHELLEN-URSLI [6/4 J] SA/SO/MI: 16.00^{Dialekt} DIE TRIBUTE VON PANEM - MOCKINGJAY TEIL 2 [12/10 J] S0-MI: 18.00^D



IN DIESER WOCHE: KLIMAERWÄRMUNG.



Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 49;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Andreas Schwald (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Leiterin Redaktion),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,

Naomi Gregoris,
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis,
Sebastian Wirz (Praktikant)
Redaktionsassistentenz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Petra Geissmann

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektur
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

Als Literaturstudent schaut man sich die Verfilmung von John Huston an oder überblättert grosszügig drei Viertel des Buches, um herauszufinden, ob der Wal stirbt (nein) und Ishmael überlebt (klar, sonst könnte er nicht vom drastischen Ausgang der Geschichte berichten).

Wal beisst Mann, Mann jagt Wal, Wal versenkt Schiff.

Doch was wirklich zählt bei dieser Fahrt ins Meerblaue, sind eben nicht die Action oder die wahren Begebenheiten, auf die Hollywood den dicken Brocken mit «In the Heart of the Sea» einzukochen versucht, sondern der Beifang, wie es im Latein der Hochseefischerei heisst: die endlosen Abschweifungen, in denen Ishmael sich verliert, die enzyklopädischen Exzesse, autobiografischen Details (Melville hatte selbst auf einem Walfänger angeheuert), die eingestreuten Theaterdialoge und religiösen Bekenntnisse, an denen sich der metaphysische Zweifel wie ein Tiefseeungeheuer festsaugt.

Das Buch ist in seiner monströsen Vielfalt so schwer zu fassen wie Moby-Dick selbst, und sein Erzähler nicht minder: Präsentiert er sich zunächst noch als eigenständiger Abenteurer, erliegt er bald dem gefährlichen Magnetismus von Captain Ahab, der lieber seine gesamte Mannschaft in ein nasses Grab zwingt, als sich dem Schicksal zu beugen. Ishmaels Faszination für den rachsüchtigen Kapitän weist ihn trotz des archaischen Business mit dem Blutvergiessen als moderne Figur aus, die es in ihrer Unsicherheit zu einer autoritären Führerfigur zieht.

Diese Qualität blieb vielen Leserinnen und Lesern zunächst verborgen, «Moby-Dick» war ein Flop, bis das Buch zu Beginn des letzten Jahrhunderts wiederentdeckt wurde. Mittlerweile gilt das Buch als «Great American Novel» und zeitloses Kunstwerk dazu, dafür müssen die Seefahrer auf Jagd nach dem begehrten Tranöl nicht einmal als Wegbereiter unserer fossilen Gesellschaft zurechtinterpretiert werden.

Keine Qualität ohne ihr Gegenteil

«Moby-Dick» macht die Aktualität für den Hausgebrauch leicht, etwa wenn Ishmael die Vorzüge eines kuscheligen Bettes lobt, während der Winterwind vor den Fenstern heult. Das Geheimnis wohliger Wärme, erklärt der Erzähler, liegt darin, die Nasenspitze unter der Decke hervorstrecken und so der Kälte auszusetzen – weil keine Qualität ohne ihr Gegenteil als solche zu erkennen und zu schätzen ist.

Gerade deswegen braucht es sie doch, die Zeilenschinder und Twitter-Knechte (#MobyDick), durch deren trübes Wörtermeer «Moby-Dick» pflügt, um unserer Häppchenkultur die runzlige Stirn zu bieten: Wal, da bläst er!

tageswoche.ch/+ps4m7

x



Wal, da bläst er! Szenenbild aus «Moby-Dick» (1956). FOTO: WARNER BROS / THE KOBAL COLLECTION

Kultwerk #209

Herman Melvilles Jahrhundertroman «Moby-Dick», der neu verfilmt wieder in den Kinos läuft, sprengt jedes Format.

Ein Wal und viel Beifang

von Hannes Nüsseler

Nennen Sie mich anmassend: In diesen dünnen Zeilen ein Stück Weltliteratur von der Postur eines «Moby-Dick» zu würdigen, ist, als ob man eine ganze Bibliothek in eine Flaschenpost quetschen wollte. Oder einen Wal in eine Sardinenbüchse. Einerseits. Andererseits war der New Yorker Autor Herman Melville (1819–1891) dem

weissen Wal auch nach 600 Seiten nicht gewachsen, sein eigener Erzähler, Ishmael, tut das 1851 veröffentlichte Buch als Entwurf eines Entwurfs ab.

Dabei lässt sich der Plot rasch zusammenfassen (Spoiler in Sicht!): Wal beisst Mann, Mann jagt Wal, Wal versenkt Schiff. Zuerst passiert lange nichts, dann ist alles ganz plötzlich vorbei.

Wochenendlich in Mainz

Man muss die Mainzelmännchen nicht mögen. Aber den Wein ihrer Heimat sollte man definitiv probieren.

Auf ein Glas in «Meenz»

von Lucas Huber

Wir brachten alle zum Lachen, meine Frau und ich. Als wären wir Narren. Noch sei doch gar nicht Karneval, wurde gespottet, warum also in aller Welt nach Mainz? Warum nicht, antworteten wir – und zogen los.

Gut 330 Kilometer rheinabwärts liegt sie, die Hauptstadt von Rheinland-Pfalz, am selben Fluss wie Basel, nur ist der hier bedeutend breiter. Auf der anderen Seite liegt Wiesbaden, die Hauptstadt Hessens. In ihrem rauen «Rhoihessisch», in dem aus «fünfzig» «fuffz'sch» und aus «Guten Morgen» «Gudde Mosche» – mit Betonung auf dem «Sch» – wird, sprechen die «Meenzer» über Wiesbaden von der «äbsch Seit», der miesen Seite. Es ist eine Hassliebe, wie sie der Basler zum Zürcher pflegt und umgekehrt. Von hier kommen die Mainzelmännchen, die krächzenden Gnome aus dem ZDF, und seit Kurzem heisst die Strassenbahn Mainzelbahn.

Drei Autostunden führen uns nach Mainz, die Fahrt durchs Elsass und die Pfalz ist eine landschaftliche Erfahrung und dank frühmorgendlichen Aufbruchs praktisch verkehrsfrei. Im Stadtzentrum angekommen, schlendern wir über den wuselnden Wochenmarkt. Der neun Meter hohe Fastnachtsbrunnen sorgt für Staunen.

Hervorragende Rieslinge

Nachmittags lassen wir uns von zwei blonden Studentinnen auf Segways durch die Gassen lotsen, vom Dom durch Altstadt und Regierungsviertel, entlang des Rheins und vorbei am Gutenberg-Museum, wo dem Erfinder des Buchdrucks gehuldigt wird. Sympathischer lässt sich eine Stadt kaum erkunden.

Mainz liegt in Rheinhessen, dem grössten Weinanbaugebiet Deutschlands. Wer dem Rebensaft frönt, der fühlt sich hier wie im Himmel. Besonders die Rieslinge geniessen einen hervorragenden Ruf. Kaum ein Hang, an dem sich keine Reben drän-

gen. Dass die Leute hier von Bergen reden, wenn sie Hügel sagen und kleine Erhebungen meinen – denn die Region ist fast flach wie Holland –, sorgt für Erheiterung beim Schweizer mit Bündner Wurzeln.

Die Herzlichkeit «Rhoihessens»

Einer dieser Hügel ist der «Knopf», eine Viertelstunde ausserhalb von Mainz. An seinem Fuss liegt der Weiler «Wahlheimer Hof» inmitten herbstlich gefärbter Reben. Hier liegt das Weingut Klostermühlenhof, wo die Weine nach den Kindern des Winters benannt sind. Zweimal im Jahr steigt

Anschauen

Im Gutenberg-Museum liegt das älteste gedruckte Buch der Welt.

Anbeissen

Das «Citrus» serviert einen köstlichen Sonntags-Brunch – abends rustikaler Barbetrieb.

Anstossen

Typische Weine aus Rheinhessen kredenzt das Weingut Klostermühlenhof. Weinproben auf Anfrage.

Aufsteigen

Sympathisch geführte Segway-Stadtführungen gibts zum Beispiel bei segway-citytour.de.

hier ein Hoffest mit Live-Musik, Handwerkermarkt, Weinprobe und der typischen Herzlichkeit «Rhoihessens».

Der berühmte Mainzer Karneval, selbst hierzulande bekannt wegen der Fernsehsendung «Mainz wie es singt und lacht», findet zwar erst statt, wenn auch hier Fasnacht ist. Man nennt ihn «Fassenacht», und Guggen sind auch in «Meenz» bekannt.

Auf eine trafen wir sogar, samstagmorgens und im Schatten des Doms. Die Kostüme sind gar närrisch – doch der Sound erinnert an daheim.

tageswoche.ch/+3z07q

×

Die Rebberge um Mainz sind nicht hoch. Dafür die Qualität des Weins. FOTO: LUCAS HUBER



Seit die Preise für Drohnen abgestürzt sind, kann heute jeder Luftaufnahmen machen. Früher überliess man dies noch den Vögeln. Die konnten das nicht unbedingt schlechter.

Wie unsere Augen fliegen lernten

von Hans-Jörg Walter

Sie sind eine Seuche. In der Stadt, auf dem Land, an jedem Anlass – überall muss jetzt eine drüberfliegen. Der Pilot bleibt am Boden, macht innerlich aber Luftsprünge, während er nach aussen ruhig und fachmännisch an zwei Joysticks rumfummelt. Fast immer ist das ein Freudeler. Und ist der Mann mit einer Videobrille dekoriert, dann garantiert. Die Drohne surrt.

Es ist noch nicht lange her, da war es eine Disziplin für Spezialisten, einen Modellhelikopter zu fliegen. Teuer wars. Zeitintensiv. Ohne vorher einige Hundert Liter Freizeitschweiss zu vergiessen, hob der Heli gar nicht erst ab. Und tat er dies dann endlich, schmierte er wenig später einfach mal irgendwo ab. Immer. Und immer am dümmsten Ort.

Die heutigen Drohnen sind da komplett anders. Girosensoren, GPS-Navigation und rechnerunterstützte Manövriermaschinen lassen die nervigen Quadro- oder Octocopter wie von Geisterhand durch das Koordinatennetz schweben, das über die Luft ausgeworfen wird. Vorwärts,

rückwärts, rechts rauf und links runter. Das kann jeder Depp. Er braucht bloss ein paar Hunderter übrig zu haben – und nichts Besseres vor, als seine Freizeit mit Propellerputzen und Akkuladen zu verbringen.

Seit das alles so einfach ist und seit kleine Kameras so günstig sind, wird jeder Flug gefilmt. Viele dieser Luftaufnahmen landen schliesslich bei uns. Besser gesagt: Sie würden es gerne. Denn für die Filmchen, die der TagesWoche angeboten werden, finden wir so gut wie nie eine Verwendung. Nichts gegen die Hobbypiloten, aber von Kameraführung oder Dramaturgie haben die wenigsten eine Ahnung: abrupter Start, Aufstieg, dann zielloses Umherirren – es kommt immer dasselbe dabei raus. Das kann selbst die dramatischste Musik auf der Tonspur nicht mehr retten.

Sicher, es gibt sie, die atemberaubenden Kameraflüge mit verblüffenden Perspektiven und halsbrecherischen Manövern. Zum Beispiel in Wim Wenders «Himmel über Berlin». Doch wurden solche Bilder eben auch nicht durch bessere Propellerputzer und teurere Spielgeräte eingefangen.

Dass sich auch Laien von den fliegenden Augen angezogen fühlen, ist allerdings schon verständlich. Die Lust auf die Vogelperspektive steckt in uns wie der Wunsch nach einer besseren Welt.

Faszination Vogelperspektive

Schon die Ballonfahrer des 19. Jahrhunderts nahmen grosse Plattenkameras mit in die Höhe und knipsten alles Überflogene. Das Jahrmarktpublikum liebte deren Luftbilder von Bergen, Städten und Industrielandschaften. Und auch die Militärs zeigten sich bald sehr interessiert.

So konnte sich die heutige Seuche langsam ausbreiten. Es musste gar nicht unbedingt ein Zeppelin, Fesselballon oder eine Rakete sein. Alles, was fliegen und irgendwie eine Kamera halten konnte, eignete sich plötzlich auch für die Luftaufklärung. Sogar Papierdrachen. Oder Brieftauben. Und Letztere waren militärische Aufgaben ja ohnehin gewohnt. Seit der Neuzeit verteilten sie Befehle und Spionageberichte. Somit lag es auf der Hand, dass man ihnen auch das Fotografieren beibrachte.

Mit einer bis zu 70 Gramm schweren Kamera beladen, flogen die Fototauben los. Ein mechanisches Uhrwerk übernahm das Knipsen, der Mensch das Einstellen des Intervalls. Und er entwickelte am Ende die Aufnahmen, die ihm die Vögel in den Taubenschlag zurückbrachten.

Agenten der Lüfte

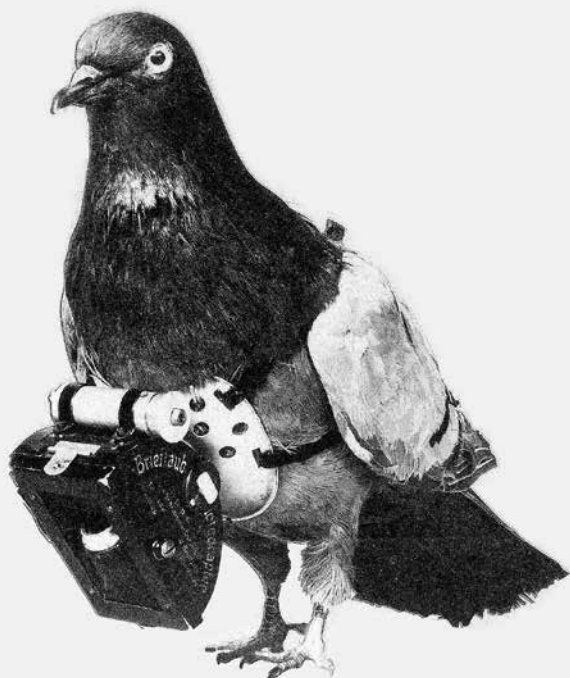
Die Fototaupe machte viele Militärs zufrieden. Mit einem Schweizer Kameramodell der 1930er-Jahre schaffte sie gute zwölf Aufnahmen pro Flug. Der CIA werkelte mit dieser Technik noch bis in die 1970er-Jahre hinein, bis die Fototaupe endlich in den Ruhestand gehen und einfach wieder eine Ratte der Luft sein durfte.

Sollten Sie also gerade die Absicht hegen, sich in der Vorweihnachtszeit mit einer Drohne selbst zu beschenken, überlegen Sie sich gut, in wessen Fussstapfen Sie da treten.

tageswoche.ch/+wwrtp

×

Die Brieftaubenfotografie war ab 1903 im Aufwind.



DER STARKE PARTNER FÜR IHRE MEDIAVERMARKTUNG



FÜR SIE MACHEN WIR DRUCK IM PRINT

GEBEN SIE IHRE ANZEIGEN IN BESTE HÄNDE. PROFITIEREN SIE VON UNSEREN ANGEBOTEN IN DER TAGESWOCHEN, BARFI.CH UND ALLEN WEITEREN PRINT UND ONLINE PRODUKTEN IN IHRER REGION. DIE GRÖSSTE ANZEIGENVERMITTLUNG DER NORDWESTSCHWEIZ BERÄT SIE GERNE. TELEFONISCH UNTER 061 366 10 00 ODER PERSÖNLICH AN DER GÜTERSTRASSE 145 IN BASEL.

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

ACHTSAMKEIT FÖRDERN DURCH EURYTHMIE

Neuer Eurythmiekurs zur Förderung der Achtsamkeit. Beginn ab Januar, Donnerstag, 17.15–18.00 Uhr im Klybeck, 10-mal, Fr. 250.–.

SPECIALIZED ROCKHOPPER MTB

Solides Specialized Rockhopper Mountainbike. Ein älteres Modell mit optischen Gebrauchsspuren. Technisch aber alles einwandfrei, Gangschaltung und Bremsen funktionieren gut und die Räder laufen gerade. Die Reifen sind auch noch in Ordnung. Preis Fr. 130.–.

MING-SCHALEN, DESIGN, NEU, ORIGINALVERPACKT

Ming Red, originalverpackt, unbenutzt, ideales Geschenk. Die Ming-Schalen konstruieren in ihrer Gesamtheit eine raffinierte Gestalt einer Vase und können somit gleichzeitig als schönes Dekorationselement verwendet werden. Das Set besteht aus 6 stapelbaren Schalen aus Melamin, welche auch für die Geschirrspülmaschine geeignet sind (nicht geeignet für Mikrowellen). Masse in cm: Höhe: 39. Basis Durchmesser: 10. Preis Fr. 75.–. Abholbar in Basel oder Postversand, dann zzgl. Portokosten.

NEUE LANGLAUFISKIS

neue Langlaufskis, 192 cm (Fischer), und Schuhe Gr. 41 für Damen (Marke Fischer).

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

KUNDENORIENTIERTER SACH- BEARBEITER (W/M) 100%, RAUM BASEL

Für unsere Partnerkunden suchen wir per sofort oder nach Vereinbarung für die Region Basel flexible und initiative Persönlichkeiten als kundenorientierte Sachbearbeiter (w/m) 100%. Ihre Aufgaben: Selbstständige Bearbeitung von telefonischen und schriftlichen Kundenanfragen aus der gesamten Schweiz; pro-aktive Unterstützung des Sales-Teams; effiziente Bearbeitung und Überwachung von Aufträgen: von der Offerte bis zur Rechnungsstellung; Organisieren von Kundenterminen; Erfassen und aktualisieren von Kundenstammdaten; Koordination zwischen Kunden, Vertrieb und internen Abteilungen.

POLIER HOCH-/TIEFBAU IN BIRSFELDEN

ANLIKER ist eine erfolgreiche und bedeutende Baugruppe mit 1300 Mitarbeitenden. Erstklassige Leistungen, hohe Standards bei Qualität und Service sowie persönliche Wertschätzung prägen unsere Kultur. Die ANLIKER Bauunternehmung Birsfelden-Basel bietet Ihnen spannende Projekte, grosse Selbstständigkeit, professionelle Teams und attraktive Anstellungsbedingungen.